Lemberg, den 25. Dezember 1932

Folge 52.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich.

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

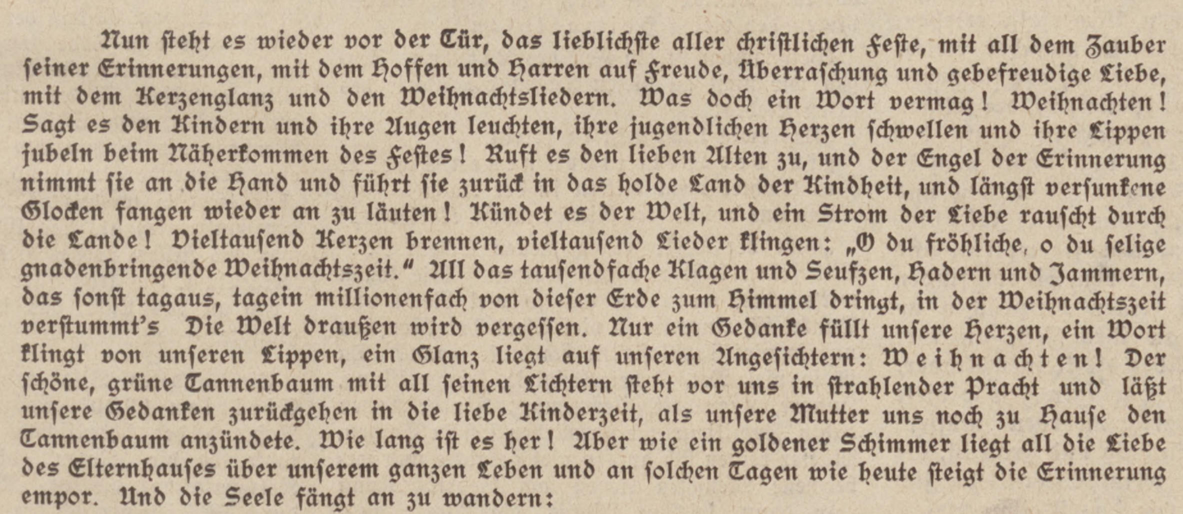






Weihnacht, die selige Zeit!

Von Vik. Wilh. Ettinger.



Nun steht es wieder vor der Tür, das lieblichste aller christlichen Feste, mit all dem Zauber seiner Erinnerungen, mit dem Hoffen und Harren auf Freude, Überraschung und gebefreudige Liebe, mit dem Kerzenglanz und den Weihnachtsliedern. Was doch ein Wort vermag! Weihnachten! Sagt es den Kindern und ihre Augen leuchten, ihre jugendlichen Herzen schwellen und ihre Lippen jubeln beim Näherkommen des Festes! Ruft es den lieben Alten zu, und der Engel der Erinnerung nimmt sie an die Hand und führt sie zurück in das holde Land der Kindheit, und längst versunkene Glocken fangen wieder an zu läuten! Kündet es der Welt, und ein Strom der Liebe rauscht durch die Lande! Vieltausend Kerzen brennen, vieltausend Lieder klingen: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit." All das tausendfache Klagen und Seufzen, Hadern und Jammern, das sonst tagaus, tagein millionenfach von dieser Erde zum Himmel dringt, in der Weihnachtszeit verstummt's Die Welt draußen wird vergessen. Nur ein Gedanke füllt unsere Herzen, ein Wort klingt von unseren Lippen, ein Glanz liegt auf unseren Angesichtern: Weihnachten! Der schöne, grüne Tannenbaum mit all seinen Lichtern steht vor uns in strahlender Pracht und läßt unsere Gedanken zurückgehen in die liebe Kinderzeit, als unsere Mutter uns noch zu Hause den Tannenbaum anzündete. Wie lang ist es her! Aber wie ein goldener Schimmer liegt all die Liebe des Elternhauses über unserem ganzen Leben und an solchen Tagen wie heute steigt die Erinnerung empor. Und die Seele fängt an zu wandern:

„Weihnacht, o Weihnacht, du selige Zeit,
Hast ja so oft, hast ja so oft
Mich in den Tagen der Kindheit erfreut,
Weihnacht, du selige Zeit

Deiner gedenken wir alle so gern,
Freu'n uns der Liebe des himmlischen Herrn,
Die uns erscheinet als rettender Stern,
Weihnacht, du selige Zeit!"

Welch' lieblichen Klang hat doch dieses Wort! Von Kindheit an war Weihnachten doch immer wieder das schönste Fest im ganzen Jahr. Oder möchten wir es missen? Würden wir nichts

damit verlieren, wenn wir es nicht hätten? Wir haben alle schon vor einem Tannenbaum gesessen, so lange, bis seine Kerzen heruntergebrannt waren; nun, man kann den Weihnachtsbaum mit unserem Leben vergleichen, und die einzelnen leuchtenden Lichter an ihm, das sind alle die einzelnen Weihnachtsfeste, die Jahr für Jahr unser Leben schmücken. Oder ist dem nicht so? Schau einmal zurück in Dein Leben, lieber Leser, streiche so ein Weihnachtsfest nach dem andern heraus, denke Dir's aus, Du hättest sie alle nicht gefeiert: ist Dir's da nicht so ums Herz, als wenn Du einen Lichtpunkt nach dem andern aus Deinem Leben dahingeben müßtest, sieht Dein Lebensbaum Dich da nicht so traurig, so düster an, wie ein Tannenbaum, an dem alle Lichter nacheinander bis aufs letzte erloschen sind? Ja, der Dichter Nikolaus Lenau hat recht, wenn er in seinem vom Geist nazarenischen Christentums erfüllten Romanzenkranz „Savonarola" aus dem Jahre 1837 den Dominikanermönch Savonarola in einer Weihnachtspredigt sprechen läßt: „O, Weihnacht, Weihnacht, höchste Feier, wir fassen deine Wonnen nicht, du hüllst in einen heil'gen Schleier das seligste Geheimnis dicht."

Welches ist nun der Sinn dieses Geheimnisses: Es ist kein Zufall, daß Weihnachten vielleicht doch, wenn wir es so genau betrachten, das herrlichste Fest der Christenheit, in die dunkelste Zeit des Jahres fällt, in die Zeit, in der scheinbar die Sonne ihre Macht verloren, die Nacht den Tag überwunden, die düstere Kälte über die Wärme den Sieg davongetragen. In sinniger Weise soll dadurch daran erinnert werden, daß der Heiland in einer verfinsterten Welt geboren ist, damit es in ihr lichter werde. Es ist nun einmal so, daß wir Menschen, um das Licht recht zu würdigen, einen dunklen Hintergrund brauchen. Und so mußte die Menschheit den langen Irrweg vom Paradies aus immer weiter in die Wüste der Gottesferne wandern, mußte an manchem Turmbau zu Babel einen kläglichen Mißerfolg erleben, mußte die Herrlichkeit so mancher Reiche dieser Welt untergehen sehen, ehe sie bereit war, die Botschaft der Weihnacht, der seligen Zeit, aufzunehmen: „Euch ist heute der Heiland geboren." Und auch heute noch ist Weihnachten kein Fest für die Satten und Reichen, für die, welche das ganze Jahr hindurch kaufen können, was sie wollen, und herrlich und in Freuden leben. Sie empfinden dieses Fest mit all seinen Ansprüchen an ihren Geldbeutel, an ihre Zeit, an ihre Kraft als störend. Aber die kleinen Kinder, denen besonders in der jetzigen Zeit so viele Entbehrungen auferlegt werden müssen, deren Leben recht eintönig und grau ist, die empfinden anders, wenn Elternliebe sich am Fest der Liebe, wie das Weihnachtsfest vielfach genannt wird, so ganz in ihrer Wärme und Pracht offenbart. Das Licht der Liebe auf dem Hintergrund der Not, das ist der eine Sinn von Weihnachten. Im ärmlichen Stalle zu Bethlehem im jüdischen Lande unter dem politischen Untergang geweihten jüdischen Volke, verfolgt von den Machthabern seiner Zeit, so ist der Heiland, die völlige Offenbarung der Liebe Gottes, in die Welt gekommen. Es war, als die Hirten draußen in der dunkeln Nacht ihre Herden hüteten, daß sie plötzlich die Klarheit des Herrn umleuchtete, und das ist die eine Botschaft des Weihnachtsfestes. Da, wo es am dunkelsten ist auf der Erde, da, wo in unserem Leben am meisten Finsternis herrscht, da ist die Offenbarung der Liebe Gottes am nächsten, wenn wir nur unsere Augen aufheben zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt.

Dazu kommt noch mehr als das. Das Weihnachtsfest ist der Wendepunkt des Jahres. Von da ab werden die Tage allmählich länger, die Sonne gewinnt an Kraft. Es geht dem Frühling entgegen. Und so ist das Weihnachtsfest das Fest der Hoffnung auf dem dunkeln Hintergrund des Todes. Erstorben scheint die Natur unter der Schneedecke, und unerbittlich hart gefroren der Erdboden. Es mag sein, daß es auch in den Herzen vieler Menschen auf dieser Erde, ja, daß es in mancher Beziehung in Deinem Herzen, lieber Leser, auch so aussieht, dunkel und kalt. Du hast grausame Enttäuschungen erlebt, Du bist in Gefahr, bitter zu werden durch all die Schmerzen und das Leid, welches Du durchgemacht hast. Dein Herz hat begonnen, sich Gott und Menschen gegenüber zu verhärten. Da kommt die selige Weihnachtsbotschaft: Christ, der Retter ist da! Er, der das Heil bringt, Dir, mir und der ganzen Menschheit. Es ist noch heute so, daß die meisten an diesem Heiland achtlos vorübergehen, so wie damals, daß nur die armen, bescheidenen Hirten auf dem Felde zu Bethlehem, nur die wenigen Weisen aus der weiten Ferne den Weg zu ihm fanden. Aber ebenso gilt auch heute noch das Wort von denen, die ihn aufnahmen und denen Er Macht gab, Gotteskinder zu werden. Dazu gibt Gott uns Seinen Sohn in diese arme, dunkle Welt, damit wir, mit Ihm verbunden, von Seinem Licht erleuchtet, zu Seiner Familie gezählt, Ihm ähnlich, Lichteskinder werden und so von uns aus das Licht der Liebe, das Licht der Hoffnung hineinfalle in die Welt der Todesschatten. Denn viele Jahrhunderte sind seit der ersten hl. Nacht verflossen, aber ihr Licht wird nicht dunkel und ihr Engelsgesang hört nicht auf. Solange es Menschen gibt, die in Jesus ihr Heil finden, wird Weihnachten, die selige Zeit, gefeiert werden, und solche Menschen wird es bis zum letzten Tage geben. Bis in alle Ewigkeit wird Bethlehems Glanz nicht erlöschen.

Lux lucet in tenebris!

(Das Licht leuchtet in der Finsternis!)

Wenn der Christabend herabdämmert, wenn helle, klare Wintertage voraufgegangen, wenn Schneeflocken groß und sacht weich zur Erde fallen, dann weihnachtet es . . .

Weihnachten ist ein Fest der Sehnsucht. In keinen anderen Stunden des Jahres sehnt man sich so nach vertrauten lieben Menschen, wie am Christabend. Sehnsucht übermannt uns, wenn wir in solchen Stunden fern der Heimat sind, fern von Menschen, in deren Herzen wir beheimatet sind, eine Heimat haben finden dürfen. Denken wir auch in solchen Augenblicken der vielen Heimatlosen?

Weihnachten ist ein Fest des Lichtes. Singen wir nicht an diesen Tagen die Worte des alten Liedes:

„Das ewig Licht geht da herein,
gibt der Welt einen neuen Schein;
es leuchtet wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis!"

„Gibt der Welt einen neuen Schein . . ." Wir sollen licht und hell werden. Wie sollen wir's aber, wenn um uns so viel Nacht und Dunkel ist, ringsum so viel Elend der Menschen und so viel Trostlosigkeit sich breit macht? Da ist so viel Not, Arbeitslosigkeit, Verzweiflung, Hunger, Krankheit, Verrohung; Kinder siechen dahin, Familienväter zermürben sich in Sorgen, Mütter reiben sich auf, so viel geknickte und zerbrochene Menschen liegen am Boden. Kann man dann leichten Mutes die Worte aussprechen: „Das Licht leuchtet in der Finsternis"? Wes soll man sich da trösten in unserer so trüben Zeit?

In solchen Stunden der Verzagtheit tauchen immer wieder Bilder vor der Seele auf, Bilder aus vergangenen Tagen, Bilder von Leiden, aber auch von sieghaftem Tragen, vom Glauben an das Licht, das in der Finsternis leuchtet.

Zwei Bilder tauchen vor meiner Seele auf. Eins aus grauen Tagen vergangener Zeiten: die Waldenser! Ein ewiger Leidensweg ist ihre Geschichte. Seit sie auftauchten (12. Jhdt.), wurden sie fast unaufhörlich bis ins 17. Jhdt. verfolgt. In ihren letzten Verfolgungszeiten wurden in wenigen Monaten 14 000 Waldenser in den stillen Seitentälern des oberen Po um ihres Glaubens willen durch Köpfen, Spießen, Hängen, Verbrennen und langsames Ersäufen „beseitigt". Das war 1655! Dreißig Jahre später bricht wieder eine Verfolgung aus: wieder werden 14 000 Waldenser durch List und betrügerische Versprechungen gefangengenommen und „enden" fast alle in Kerkern . . . Kurze Zeit darauf werden vierhundert Waldenser samt ihrem heldenhaften Prediger E. Arnaud von 22 000 Feinden gehetzt, gejagt und endlich umzingelt. So verbringen sie Weihnachten in unwirtlichem Gestein der Berge, verfolgt und gejagt, fast dem Tode geweiht, entkommen sie dennoch wie durch ein Wunder noch in letzter Minute. Und ist es nicht sonderbar, daß gerade diese, vom Schicksal so hart angefaßten Menschen als Wahrzeichen über ihren Kanzeln eine brennende Kerze und darüber die Worte: „Lux lucet in tenebris" (Das Licht leuchtet in der Finsternis) als Wahlspruch hatten? — Es war das stilles, großes Heldentum, namenloses Heldentum, das trotz aller Verfolgungen dennoch an das Licht, das im Finstern leuchtet, glaubte. — —

Ein anderes Bild taucht vor mir auf: Sibirien 1920! Es war die Zeit, da in Rußland der schrecklichste aller Bruderkämpfe tobte, da die „Roten", die Bolschewiken, die Koltschakarmee, die sog. „Weißen", besiegte und durch Sibirien vor sich her „trieb". Der Rückzug der Weißen Armee durch Sibirien — ca. 6000 Kilometer — war der grauenhafteste in der Weltgeschichte. Der Tod zog mit. Jeden Morgen lagen Tausende in der endlosen Schneewüste, erfroren, verhungert, vom Flecktyphus dahingerafft: Wegzeichen des fliehenden, geschlagenen Weißen Heeres. Mitten darunter unter den Fliehenden waren österreichische und deutsche Gefangene; viele von ihnen schon im sechsten Jahr ihrer Gefangenschaft! Unschuldig mithineingezogen in dieses namenlose Elend zogen sie dahin mit der letzten Kraft ihrer ausgemergelten Leiber, ihrer zermürbten Seelen . . . Da kam Heilig Abend . . . Erich E. Dwinger, der diesen Rückzug mitmachte, erzählt

von einem Erlebnis am Christabend*): „Sie fanden Unterschlupf in einer alten Scheune, Mannschaften und Offiziere. Die Offiziere möchten an diesem Abend ihren Mitgefangenen so gern eine Freude, ein Geschenk bereiten. Womit? Da findet einer von ihnen in seiner Tasche ein wenig Tabak, alle suchen nach, alle rücken mit ihren letzten Krümchen heraus, und es reicht gerade für alle 18 Mann! Als die Zigaretten fertig gedreht sind, gehen sie hin und geben jedem eine in die klammen Finger, stellen eine brennende Kerze unter sie . . . das ist alles, was sie ihren mitgefangenen Brüdern bieten können . . . sie gehen zurück auf ihre Plätze. Aus dem Dunkel, in dem die Soldaten sitzen, glimmt ein Fünkchen nach dem andern auf . . . Die Offiziere reden nicht viel untereinander, sie denken nach Hause . . . und einer nach dem anderen verbirgt sein Antlitz in seinen Händen . . . Da — so erzählt Dwinger — aus dem Dunkel hören wir plötzlich die frische Stimme des Artisten: „Weihnachten ohne ein Lied — das ist kein Weihnachten! Und wenn wir auch sonst nichts haben — das haben wir immer bei uns . . .“ Er setzt ein:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
alles schläft, einsam wacht . . .“

Einer nach dem andern singt mit. Alle Mannschaften begleiten ihn allmählich. Bei der zweiten Strophe fallen auch einige von uns ein:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Hirten ward kund gemacht . . .“

Bei der letzten Strophe fallen einige aus. Zuerst schweigen unsere Offiziere — warum schweigen sie? Dann singen auch bei den Mannschaften immer weniger. Dann hört man noch den Kriegsmutwilligen, aber auch bei ihm spürt man, daß er nur noch mit Aufbietung aller Kräfte weitersingt. Bis auch er plötzlich abbricht, die Hände vors Gesicht schlägt . . .

Ich sehe Berger sich vornüber neigen. Weint er gar? Ja, er weint . . . Aber er weint nicht stoßweise wie andere Menschen. Kein Ton ist zu vernehmen, kein einziges Zucken. Nur das Rinnen seiner Tränen sehe ich im Widerschein der Kerze, die auf meinem Sockel brennt. Nur ihr stilles, schweigendes, unablässiges Rinnen . . .“ —

Aber singen mußten sie dennoch! So sah das Weihnachten dieser Menschen aus. Eins aber wollen wir von diesen Menschen lernen: zu glauben, daß das Licht in der Finsternis leuchtet. Gerade dann, wenn es um uns am dunkelsten werden will, will es uns mit seinem hellen Scheine trösten. O du Schein von Bethlehem, mache du uns dies Fest helle, du Glanz der Liebe mache uns freundlich und brüderlich; du Licht der Armen und Bedrängten, scheine auf allen unseren Wegen! — O. B.

*) In seinem Buche: „Zwischen Weiß und Rot“. —

Von Haus und Hof vertrieben!

Wie kein anderer deutscher Volkssplitter haben während des Weltkrieges die Deutschen in Wolhynien ihres freimütigen Bekenntnisses zum Deutschtum wegen zu leiden gehabt. Zu Tausenden wurden die Familien auseinandergerissen und etappenweise nach Sibirien verschleppt. Wiederholt brandeten die Kriegswellen über die schmucken Siedlungen und Industrieanlagen dahin, alles verwüstend. Als nach fünf- bis siebenjähriger Verschleppung die Kolonisten aus dem Höllenleben Sibiriens völlig mittellos, häufig nur mit Lumpen bekleidet, krank und elend zurückkehrten, fanden sie über 90 Prozent ihrer Wirtschaften völlig vernichtet vor. Oft war weder Haus, noch Weg, noch Landesgrenze geblieben, alles war wieder Natur im Urzustand geworden. Und auf diesen Trümmerfeldern einstigen Wohlstandes und blühender Kultur irrten Männer, Frauen und Kinder einher, ihre Familienangehörigen zu suchen, von denen sie vor Jahren gewaltsam losgerissen wurden. Ein erschütterndes Bild! Von den einstigen eine Viertel Million zählenden deutschen Kolonisten fanden sich nur noch 50 000 auf der heimatlichen Scholle wieder, die die Urväter den gewaltigen Urwäldern und Sümpfen abgerungen hatten.

Aber Verzweiflung hat der Deutsche in Wolhynien nie gekannt. Und auch diese schwerste aller Zeiten sollte ihn nicht mutlos finden. Die Liebe zur heimatlichen Scholle ließ ihn geradezu Uebermenschliches vollbringen. „Wenn der Deutsche keine Arbeit hat, hat er keine Ruhe“, heißt es in Wolhynien, und aus der Zeit der ersten Siedlungen stammt das Sprichwort:

Der Erste arbeitet sich tot,
Der Zweite leidet Not,
Der Dritte erst find't Brot.

Unverzagt gingen die deutschen Kolonisten ans Werk des Wiederaufbaues. Notdürftige Erdhöhlen und Hütten dienten in der ersten Zeit als Wohnungen. Mit ihren Leibern spannten sich die Männer und Burschen vor den Pflug, denn Pferde hatte im ersten Jahre niemand. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang kannte der Wolhynier nichts anderes als arbeiten und immer wieder arbeiten. Jahrelang wurde geschuftet, bis das Gehöft wieder aufgebaut war.

Kein Mensch hat den deutschen Wolhynier dabei klagen gehört; kein Bruder, keine Schwester aus dem deutschen Vaterlande ist ihm hilfreich zur Seite gesprungen.

Kaum hatten die deutschen Kolonisten zum zweiten Male in ihrer Geschichte aus Sumpf und Wüste ein blühendes Eden entstehen lassen, als der Staat Gesetze schuf, die es ermöglichten, mit einem Schlage die Deutschen ihres so mühsam erworbenen Besitzes zu enteignen.

Und dennoch ist die Arbeitsfreudigkeit bei diesen Deutschen nicht klein zu kriegen.

„Wenn wir nur wieder Land erhalten,“ sagte ein vertriebener Kolonist, der mit acht Kindern und einer kranken Frau in einer Nothütte hauste, „dann wird es schon werden. Arbeiten sind wir gewöhnt, und auch Hiob hat ja leiden müssen.“

(Entnommen aus dem „Deutschen Volkskalender für 1933“ des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Berlin W. 30, Martin Lutherstraße 97.)

Aus Zeit und Welt

Deutschland kehrt zur Genfer Abrüstungskonferenz zurück,

nachdem ihm die Gleichberechtigung zugesagt und anerkannt wurde. Die Gegenseite hat erkannt, daß Abrüstungsverhandlungen mit Erfolg nicht ohne Deutschland geführt werden können. Immerhin bleibt der Kampf weiter problematisch. Man weiß, wie gering der Abrüstungswille der anderen ist. In deutschen Kreisen gibt man sich deshalb auch keinen Illusionen hin. Deutschlands Ziel ist nicht die Aufrüstung, sondern die Abrüstung.

Polnischer Kommentar zur Gleichberechtigung

Die Warschauer Regierungspresse hat bisher die Zuerkennung der Gleichberechtigung auf dem Gebiet der Rüstungen in keiner Weise kommentiert. Lediglich die nationaldemokratische Presse bringt aufgeregte Kommentare, die von der völligen Niederlage der Politik der anderen Mächte sprechen. Der „Kurjer Warszawski“ erklärt, daß in Genf die angelsächsische Politik gesiegt hätte, und daß General Schleicher alles erreicht habe, was er gewollt habe. Tatsache sei, daß Deutschland jetzt auf dem Gebiete der Rüstungen grundsätzlich gleichberechtigt sei, während für die Sicherheit der europäischen Staaten einstweilen gar nichts erreicht sei. Es solle nun niemand kommen und behaupten, daß die deutsche Politik ungeschickt sei, die deutsche Politik sei eine meisterhafte Politik gewesen, die seit Jahren dauernd Zugeständnisse der anderen Staaten erreiche, ohne selbst etwas Positives als diese Zugeständnisse zu geben. Das Blatt schließt seinen Kommentar mit dem skeptischen Satze, daß die schönen, aber leeren Worte der in Genf ausfindig gemachten Sicherheitsformel auch nicht für fünf Minuten diejenigen beruhigen könnte, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen auf einen Ueberfall warteten.

Polnische Minderheitenfürsorge

Am Sonntag wurde in Warschau eine Konferenz des Organisationsrates der Polen im Ausland eröffnet. Die Beratungen gelten der Erziehung der polnischen Jugend im Ausland. Man muß immer mit großer Ueberraschung und stillem Neid von dem Interesse offizieller polnischer Kreise für das Wohl für die polnischen Volksgruppen im Ausland Kenntnis nehmen. An der am Sonntag eröffneten Konferenz nahmen unter anderem Senatsmarschall Raczkiewicz, Ministerialdirektor Jedrzewicz, mehrere polnische Diplomaten, für das Schulwesen Visitator Maciszewski und für die Kirche Geistlicher Dr. Janicki teil. Dabei wird ja das polnische Schulwesen im Ausland von seiten der Wirtsstaaten so großzügig unterstützt, wie das deutsche Schulwesen im Ausland nirgends. Beispielsweise kann die polnische Minderheit in Preußen, wenn sie entsprechende Wünsche bekundet, schon für drei Kinder eine eigene Schule errichten, bei sieben Kindern wird für die Errichtung einer polnischen Schule schon von seiten des preußischen Staates gesorgt. Darüber hinaus können die Polen in Deutschland immer noch ohne Beschränkungen Lehrer polnischer Staatsangehörigkeit aus Polen für den Schuldienst an ihren Schulen verpflichten. Innerhalb der letzten Jahre sind 80 derartiger staatspolnischer Lehrer an polnischen Minderheitsschulen angestellt worden. Diese preußische Großzügigkeit, die nirgends auf der Welt ihresgleichen hat, ist um so mehr anzuerkennen, als weder Preußen noch Deutschland irgend welchen Verpflichtungen zum Minderheitenschutz unterliegt. Die deutsche Minderheit in Polen hat demgegenüber, obwohl es für sie einen völkerrechtlichen Minderheitenschutz gibt, in letzter Zeit die staatliche Liquidation des gutbesuchten deutschen Gymnasiums in Dirschau und Konitz erlebt, obwohl für deren Unterhalt der Staat keinen Groschen zur Verfügung stelle. Nach privaten deutschen Schätzungen beziffert sich der Anteil der deutschen Kinder in Pommerellen, die polnische Schulen besuchen müssen, heute auf mehr als 70 Prozent.

Wir freuen uns von ganzem Herzen der Fürsorge, die von offizieller polnischer Seite dem polnischen Schulwesen im Ausland entgegengebracht wird. Wir freuen uns, daß es in der polnischen Minderheit in Preußen eine Volksgruppe gibt, die es ohne Minderheitenschutz besser hat als wir Deutschen in Polen mit Minderheitenschutz. Wir hoffen, daß man uns eines Tages die Rechtc einräumt, die andere für sich als selbstverständlich in Anspruch nehmen.

Herriot tritt zurück

Auf der Nachtsitzung am 14. d. M. des Parlaments wurde der Regierung Herriot das Mißtrauen mit 402 gegen 187 Stimmen ausgesprochen. Daraufhin verließ die Regierung den Saal, und in der Frühe um 7 Uhr trat Herriot mit der ganzen Regierung zurück, was der Staatspräsident zur Kenntnis nahm. Damit hat Frankreich deutlich gesagt, daß es die an Amerika fällige Geldsummen nicht zahlen wird.

Aus Stadt und Land

V. d. K.

Spendenausweis.

6 zl 10 Groschen Hochzeitsspende von Ferdinand Köstler und Martin Persak, Machliniec.

Besten Dank!

Die Verbandsleitung.

Lemberg. (Silvesterfeier.) Wie uns mitgeteilt wird, arbeitet bereits die Liebhaberbühne fleißig, um allen, die zu Silvester in den neuen Bühnensaal kommen eine Ueberraschung zu bieten. An diesem Tage sollen alle Alltagssorgen vergessen werden. Anschließend an die Darbietungen findet eine Tanzunterhaltung statt.

Lemberg. (Dr.-Karl-Schneider-Stiftung.) In diesem Jahre erhielten 4 Schüler Stipendien von der Dr.-Karl-Schneider-Stiftung und zwar: Von der evangelischen Volksschule: A. Fritz und G. Massinger aus der 6. Klasse. Evangelisches Gymnasium: E. Krämer 8. und O. Neubrandt 5. Klasse.

Lemberg. (Katholischer Gottesdienst.) Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 31. Dezember d. J. eine Abendandacht um ½5 Uhr in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiegostr., in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. (Nachruf dem verstorbenen Lehrer i. R. Johann Senger.) Der unerbittliche Tod hat wieder eine Lücke in die Reihen der evang. Lehrerschaft gerissen. Unerwartet starb am 26. August d. J. Lehrer Johann Senger, der seit dem Jahre 1908 im Ruhestande in Skotschau bei Bielitz sich befand. Wenn seine Name heute vielleicht vielen, namentlich der jüngeren Generation nicht mehr bekannt ist, so war sein Ruf während seiner 31jährigen Lehrtätigkeit an der evang. Schule in Lemberg weithin bekannt.

Nach Absolvierung der evang. Lehrerbildungsanstalt in Bielitz erhielt er im Jahre 1877 eine Anstellung an der damals noch vierklassigen ev. Schule in Lemberg. Durch seine gewissenhafte Pflichterfüllung, vereint mit pädagogischer Einsicht und männlichem Ernst, hat er sich zu einem tüchtigen und geschätzten Schulmanne emporgerungen und wesentlich zur Erweiterung der Schule beigetragen. Dank seiner reichen schulmeisterischen Erfahrung wurde er zu einem treuen Mitarbeiter des damaligen Schuldirektors Dr. J. Niemiec, der ihn auch wegen seiner aufrichtigen Kollegialität hoch schätzte. Wenn im Lehrkörper die erwünschte Harmonie herrschte, so war es erheblich sein Verdienst. Als Sprachlehrer der deutschen Sprache hat er der Anstalt, die gerade in jener Zeit von einer großen Anzahl nicht deutschsprechender Schulkinder besucht wurde, große Dienste geleistet. — Im Jahre 1902 feierte er sein 25jähriges Amtsjubiläum und trat mit Ende des Schuljahres 1907/08 infolge eines Augenleidens in den wohlverdienten Ruhestand.

Lehrer Johann Senger war ein rechter Schulmann, der die Fahne der idealen Lebensanschauung stets hochhielt; er war eine Persönlichkeit, die seinen Berufsgenossen eine ideale Wertauffassung des Lebens vorgelebt hat. Als Sohn eines deutschen Ansiedlers in Neu-Chrusno bei Lemberg im Jahre 1856 geboren, ist er auch während seiner ganzen Wirksamkeit seinem Volkstume treu geblieben und war unermüdlich in der Erhaltung und Pflege der von unsern Vätern ererbten Sprache und Sitten. In dem Maße, wie er seine völkischen Güter und Kulturschätze wahrte, verstand er es auch, den andern hierzulande lebenden Nationen mit gebührender Achtung und Wertschätzung entgegenzukommen, so daß er als deutscher Schulmann auch von ihnen geschätzt und geachtet wurde.

Ein Gnadengeschenk Gottes war es, wenn der Verstorbene ununterbrochen durch 31 Jahre an dieser Anstalt als treuer Baumeister an dem Veredlungsbau der Menschheit wirken durfte.

Der Dank einer zahllosen Schülerzahl zweier Generationen, die ihm zu Füßen saßen, der Dank der evang. Gemeinde in Lemberg für seine ersprießliche Lehrtätigkeit und endlich der Dank seiner Kollegen, die ihn kannten und ihn hoch zu schätzen wußten, möge in diesem Nachrufe unseres dahingeschiedenen hochbetagten Schulmannes aufrichtigst zum Ausdruck gebracht sein. „Ehre seinem Andenken!"

Lewandówka. Die Liebhaberbühne des D. G. V. „Aurora" in Lewandówka gibt den zweiten Weihnachtstag eine Aufführung „Knecht Ruprecht", ein Weihnachtslustspiel in einem Akt von Philippi, „Die Hochzeitsreise", ein Lustspiel in 2 Akten von R. Benedix. Wer sich wiederum einmal gut unterhalten will, versäume es nicht, dasselbe zu besuchen. Beginn um 5 Uhr nachm. Niedrige Eintrittspreise.

Falkenstein. (Todesfall.) Am 29. November d. J. starb hier nach langem Leiden der Grundwirt Jakob Bisanz, Nr. 53, im 69. Lebensjahre. Der Entschlafene war ein liebevoller und fürsorgender Gatte und Vater, dem das Wohl seiner Angehörigen stets am Herzen lag und kein Opfer scheute, um seine Kinder im Geiste Jesu zu erziehen und ihnen eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen. Mit Gottes Hilfe ist es auch gelungen, denn vier Söhne und eine Tochter haben es zu einer ansehnlichen Lebensstellung gebracht und werden allseits als rechtschaffene Christen und treue Bekenner unseres evangelischen Glaubens geliebt und verehrt. Das Begräbnis des Entschlafenen fand am 1. d. M. unter einer großen Beteiligung von Leidtragenden und Trauergästen statt, wozu auch viele Glaubensgenossen aus den benachbarten Kolonien gekommen waren. Herr Pfarrer Dr. Fritz Seefeldt hielt in der Kirche eine zu Herzen gehende Predigt, in welcher er die Trauernden und besonders die schwerbetroffene Witwe und die vier unversorgten Kinder trösten und auf den besten Nothelfer und Sorgenstiller, den Vater aller Witwen und Waisen hinzuweisen suchte, der seine Kinder, wenn sie ihm vertrauen und auf seinen Wegen wandeln, in keiner Not und Gefahr verläßt. Lehrer Huber hielt als langjähriger Nachbar und Hausfreund dem Entschlafenen an seinem Grabe einen ehrenden Nachruf und nahm tiefgerührt von dem treuen Freunde und teilnehmenden Leidensgefährten Abschied. Gott der Herr schenke der müden Hülle des Heimgegangenen eine sanfte Grabesruhe und dereinst einen seligen Auferstehungsmorgen!

Er ruhe in Frieden!

Stryj. (Vortrag.) Am 11. Dezember d. J. hielt herr Vikar Emil Decker aus Kolomea-Baginsberg den Mitgliedern des evangelischen Singvereines und einigen Gästen um ½8 Uhr abends im Konfirmandensaale des Pfarrhauses einen Vortrag über das Thema: „Die moderne Jazz-Musik". In einigen treffenden Zügen charakterisierte uns der Redner die schädlichen Einflüsse der modernen Jazz-Musik und lehnte sie in seinem Vortrage vom christlichen, völkischen und musikalischen Standpunkt ab. Der Geist, von dem diese Musik getragen wird, ist auch der Pflege des deutschen Volksbewußtseins hinderlich, ein Feind des deutschen Volksliedes. Die Versammelten forderte der Vortragende auf, sich mehr mit der klassischen Musik zu beschäftigen und an Stelle der modernen Jazz-, die deutschen Volksmelodien zu setzen. — Wir danken hiermit Herrn Vikar Decker für die Behandlung einer so wichtigen Gegenwartsfrage der Musik auch in unserem Kreise. O. D.

Stryj. (Gebetswoche.) In der Zeit vom 28. November bis zum 4. Dezember wurde in Stryj die diesjährige Gebetswoche im evangelischen Gemeindehause abgehalten. Auch heuer haben einige Pastoren zugesagt, der Gemeinde Stryj mit dem Worte Gottes zu dienen und trugen wesentlich zum rechten Gelingen der Gebetswoche bei. Hoffentlich werden diese Abendandachten unserer Gemeinde das gegeben haben, was uns heute so oft fehlt: eine rechte Vorbereitung auf die Weihnachtszeit. Die Gebetswoche hat sich oft fest mit dem Leben unserer Gemeindemitglieder verwurzelt, wie etwa das Weihnachts-, Oster- oder Pfingstfest, oder der Karfreitag. Das bewiesen auch in diesem Jahr wieder die überfüllten Versammlungen. Das Thema der ganzen Woche lautete: Die Krisis der Gegenwart. In der Beleuchtung dieses Wortes zogen an unsern geistigen Augen während dieser Woche die großen Angelegenheiten unseres Gottes, und die kleinen für uns doch so wichtigen, unserer eigenen Gemeinde, unserer Kirche, unseres Volkes, die Kämpfe und Siege der äußeren und inneren Mission, die heiligen Güter und großen Aufgaben auf dem Gebiete des Familienlebens, der Jugenderziehung, der Schule vorüber — und alles klang schließlich aus in die große Abendmahlsfeier am Sonntag, dem 4. Dezember, an welcher ein großer Teil der Gemeinde teilnahm. Der Gedanke des Reiches Gottes beherrschte die ganze Woche, und daß die Herzen wirklich weit und warm geworden waren, bewiesen auch die Kollekten und einzelnen Gaben, die für unsere baufällige Kirche bestimmt wurden. Die schönen Tage sind vorüber, doch der Geist, der unsere Gemeinde erfüllte, möge uns antreiben zur Nachfolge Jesu Christi. Den Herrn Pastoren, die so gern nach Stryj kamen, um uns mit dem lebendigen Worte Gottes zu dienen, ferner dem Gemischten Sängerverein und dem Männergesangverein, die die Abende mit schönen Liedern ausschmückten, sei hiermit auf das herzlichste gedankt. Was wir in diesen ernsten Tagen gehört, gesungen, gebetet und gefeiert haben, hat unsere Füße wieder fester gestellt auf dem Grund, der unbeweglich steht, Jesus Christus. Wir nehmen wieder von neuem in unser Kirchenleben die Verheißung des Herrn für seine Gemeinde, daß sie die Pforten der Hölle nicht mögen überwältigen. Möge der Segen dieser Woche noch lange in unserer Gemeinde nachwirken. O. D.

Stryj. (Trauung.) Am Dienstag, dem 6. Dezember d. J., nachmittags 6½ Uhr fand in der evangelischen Kirche zu Stryj die Trauung von Herrn Privatbeamten Edmund Paul Ladenberger aus Krystonopol bei Sokal mit Fräulein Henriette Katharine Decker aus Deutsch-Dąbrówka bei Neu-Sandez statt. Der Ortspfarrer, Herr Emil Ladenberger, legte seiner Ansprache in der Kirche vor dem Altar die Worte aus dem Matthäusevangelium zugrunde: „Selig sind, die reines Herzens sind! denn sie werden Gott schauen" und segnete das junge Paar unter Gebet ein. Der hiesige Gemischte Singverein und Herr Vikar Emil Decker aus Kolomea-Babinsberg verschönten unter Leitung des Herrn Schulrat Butschek die eindrucksvolle Feier durch passende Lieder und musikalische Darbietungen. Dem jungen Brautpaare ein kräftiges Heil! O. D.

Die herzlichsten Weihnachtsgrüße entbieten allen Lesern, Freunden und Gönnern Schriftleitung und Verwaltung des „Ostdeutschen Volksblattes".

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

9. 12. 1932.	8.92 ½	Złoty
10. 12. 1932.	8.92 ¾	„
11. 12. 1932.	8.93	„
12. 12. 1932.	8.94 ½	„
13. 12. 1932.	8.93 ½	„
14. 12. 1932.	8.93 ½	„

2. Getreidepreise pro 100 kg am 14. XII. 1932.

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut ..	26.00—26.50	28.00—28.50
Weizen Sammelldg ..	21.50—22.00	23.50—24.00
Roggen einheitl. ...	14.00—14.50	16.00—16.50
Roggen Sammelldg ..	13.00—13.25	15.00—15.25
Mahlgerste	10.75—11.00	13.00—13.50
Hafer v. Gut	12.25—12.75	14.25—14.75
Roggenkleie	—	6.50— 7.00
Weizenkleie	—	8.50— 9.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
9. bis 14. 12. 1932.	3.20	3.60	1.00	0.22	7.40

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Zahlen des Lebens

Von Dr. F. Bernhardt

Die 2.012.800.000 Menschen (um 1800 waren es nur 775 Millionen), die nach der ersten offiziellen Statistik des Völkerbundes, die Erde bevölkern, und die bequem auf der kleinen Ostseeinsel Bornholm eine Generalversammlung abhalten könnten, sprechen 3064 uns bekannte Sprachen, in denen mehr als 4100 Religionen gepredigt werden. Aber auch wieviele Menschen überhaupt je auf Erden gelebt haben, wissen wir, oder glauben wir zumindest, dank der Berechnungen eines englischen Gelehrten, — Engländer sind immer große Statistiker gewesen — zu wissen. Er kam zu der gigantischen Zahl von 46 Trillionen. Es hätten also demnach auf jeder Quadratmeile des festen Erdbodens etwa 135 Millionen Menschen gewohnt oder fünf Menschen auf jedem Quadratfuß. Die enge Verwandtschaft des heutigen Menschengeschlechtes untereinander „von Adam her", ergibt sich aus der Tatsache, daß jeder heute lebende Mensch eine Ahnenreihe von 4000 Elternpaaren seit 100 000 Jahren, 70 Elternpaaren seit Beginn unserer Zeitrechnung besitzt. Bestünde nun nicht die notwendige Verwandtschaft unter unseren Ahnen, so müßte vor undenklichen Zeiten die Erde übervölkert gewesen sein, während das Gegenteil der Fall ist. Z.B. hat das riesige römische Weltreich zur Zeit seiner höchsten Blüte (1—200 n. Chr.) nicht mehr Einwohner gezählt als heute Spanien allein. Noch im Jahre 1400 gab es nur etwa 11 Millionen Deutsche und 4 Millionen Engländer. (D. h. ohne Schottland, Irland und die späteren Kolonien).

Ganz verschieden ist auch das Wachstum der verschiedenen Völker im Laufe der Jahrhunderte erfolgt. Das älteste Kulturland, Aegypten, hat seit dem Altertum seine Einwohnerzahl kaum vermehrt. Die Franzosen haben sich seit 1480 verdreifacht, die Spanier verdoppelt, die Italiener vervierfacht, und die Deutschen versechsfacht, und Rußland soll heute sogar eine 50mal größere Bevölkerungszahl besitzen als vor 500 Jahren. Ebenso verschieden vermehrten sich die einzelnen Menschenrassen. Während sich die Chinesen in einem Jahrhundert nur um ein Sechstel vermehrt haben, ist die Anzahl der Malaien seit 1800 von 11 Millionen auf 67 Millionen gestiegen. Dann folgen die Europa=Amerikaner, deren Zahl in dieser Zeit von 185 Millionen auf etwa 700 Millionen gewachsen ist. Man kann also demzufolge für Europa allein im Jahre 1980 mit einer Bevölkerung von nahezu einer Milliarde rechnen, mehr Menschen als es 180 Jahre vorher auf der ganzen Erde gab.

Im WALD und auf der HEIDEN

Lebt unsere Pflanzenwelt im Winter?

Daß unsere Pflanzen in Flur, Wald und Feld im Winter leblos sind, ist eine Anschauung, der jeder Naturkundige widersprechen muß.

Nach außen hin zeigt sich zwar kein merkliches Lebenszeichen bei den blattlosen Bäumen und Sträuchern und doch verharren sie nicht in unbedingter Lebensstarre.

Dem Auge verborgen vollzieht sich auch im Winter ihr Stoffwechsel. Ihr Zellenleib ist beim Abschluß der Wachstumszeit gefüllt von Stärkekörnern, die jetzt zu Zucker oder Fett umgewandelt werden.

Auch bei den immergrünen Gewächsen vollzieht sich der gleiche Vorgang, abgesehen davon, daß diese jetzt vielfach an der Reife ihrer Samen arbeiten, bis dann gegen das Frühjahr hin der umgekehrte Stoffwechselvorgang stattfindet. Dann liegt es den Pflanzen ob, Stärke für die in Aussicht stehenden jungen Blättchen herzustellen.

Doch dem suchenden Auge zeigt sich auch sichtbares Leben.

Manch wohlschmeckender Salat in Gestalt von Wasserkresse, Wasserehrenpreis, Wassergauchheil sproßt im munter plätschernden Quellbach, in der Umgebung des Wassers arbeiten zahllose Flechtenarten gleichfalls am Bau neuer Pflanzenteile.

Weiter können wir Moose in voller Lebensbetätigung finden, einzelne lassen jetzt ihre Mooskapseln heranreifen, viele „blühen" nur im Winter.

In die Wintermonate fällt auch die Blütezeit der bekannten Christrose.

Bei längerer warmer Witterung hält es nicht schwer, blühende Maßliebchen zu entdecken, auch andere Kräuter zeigen sich im Blütenschmuck.

Weide, Seidelbast und Haselnuß erblühen nicht selten gleichfalls im Winter. Unter der Moderdecke unserer Laubwälder kann man viele Pilze emsig an der Arbeit finden, um sich die zur Verfügung stehenden organischen Stoffe nutzbar zu machen.

So findet das suchende Auge eine ganze Reihe bemerkenswerter Lebensformen, und nur wenn starker, tagelanger Frost anhält, dann erstarrt die nach außen hin sichtbare Betätigung des Lebens. Mit dem Eintreten des Tauwetters setzt sie jedoch sofort wieder ein.

Jeder kann sich vom Fortgang des Pflanzenlebens auch im Winter selbst überzeugen, wenn er ein und dieselbe Pflanze im Zeitraum von Wochen immer wieder beobachtet. Von Tag zu Tag sind die Fortschritte natürlich so gering, daß sie nicht auffallen, aber schon nach einer Woche macht sich der Unterschied bemerkbar.

Nehmen wir z. B. eine Wasserkresse und schneiden an einem Tage alle über das Wasser hinausragenden Triebe ab, so werden wir erkennen, daß je nach der Witterung, bald früher, bald später neue Triebe über die Wasserfläche hinausgewachsen sind. Am schnellsten nehmen freilich alle unter Wasser wachsenden Triebe dieser Pflanze an Länge zu.

Schwarzröcke

Unserem Schwarzwild wie der Weidmann das in unseren Waldungen vorkommende Wildschwein benennt, zu begegnen, ist für den Unerfahrenen zuweilen nicht ohne Gefahr.

Das geistige Wesen des Wildes ist nicht so stumpf, wie man gewöhnlich annimmt, vielmehr ist es ein Gemisch von behäbiger Ruhe, harmloser Gutmütigkeit und ungewöhnlicher Reizbarkeit.

Unerzürnt tut selbst das stärkste Wildschwein keinem Menschen etwas zu leide, aber alte Sauen und namentlich die groben Schweine vertragen keine Reizung, nicht einmal eine Neckerei.

Setzt der Wanderer seinen Weg ruhig fort, so bekümmert sich der Schwarzrock nicht um ihn und entfernt sich flüchtig. Wird das Tier aber gereizt, so nimmt es selb den bewaffneten Mann ohne wei teres an und geht, in Wut gera ten, gleichsam blind auf seine Gegner los.

Vor verwundeten Sauen ha selbst der erfahrene Jäger Ur sache, auf seiner Hut zu sein. Un glaublich schnell kommt da Schwein gefahren, wenn es eine Menschen oder Tier annimmt.

Mit seinen Gewehren versetz es gefährliche kräftige Schläge, un nur selten hält es auf, noch we niger kehrt es um.

In solchen Fällen gilt es, nich die Besinnung verlieren. Ei Sprung hinter den nächsten Baun oder auf die Seite läßt den grim migen Gesellen vorbeifahren, wei er nicht genügend gewandt ist.

Ist für dieses Rettungsmitte weder Zeit noch Gelegenheit üb rig, so bleibt nur noch das sich au die=Erde=werfen übrig, denn de kämpfende Keiler kann imme nur nach oben, nie aber nach un ten schlagen.

Anders ist es bei der Bache. Si wird nicht so leicht zornig, gib aber dem männlichen Schwein a Mut wenig nach. Zwar kann si mit ihren Hacken durch Schläg keine argen Verwundungen bei bringen, sie wird aber, wenn si den Menschen annimmt, deshal gefährlicher, weil sie bei dem Ge genstand ihrer Wut stehenbleibt mit den Läufen auf ihm herum tritt und durch beißen ganz Stücke losreißt.

Bachen, die noch Frischling führen, gehören zu den gefähr lichsten aller Tiere und lassen i der Verfolgung eines Kinderräu bers nicht eher ab, bis diese überwunden ist oder ihnen we nigstens das Junge zurückgege ben hat.

Bei Gefahr leisten sich die Wild schweine gegenseitig Hilfe und na mentlich Junge werden von der Aelteren mit unerschütterlichem Mute verteidigt.

Also Vorsicht, wenn man Schwarzröcken begegnet, im beson deren, wenn man von einem Hunde begleitet ist. Hunden wi dersetzt sich das Wildschwein stets und versucht, ihnen gefährlich zu werden.

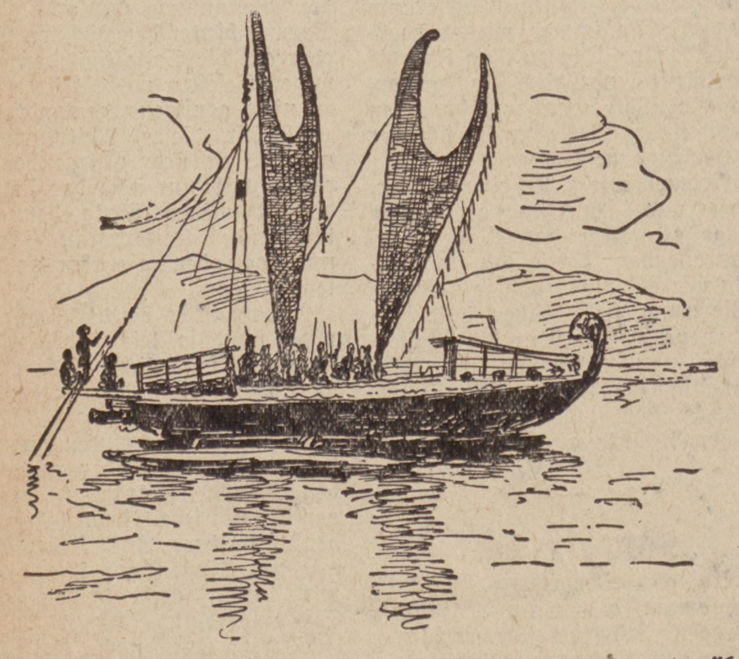
Wolfram.



FÜR DIE JUGEND

Merkwürdige Segelboote

Wohl die merkwürdigsten Se-
el der Welt haben die Bewoh-
er der Dörfer an den Mündun-
en der großen Flüsse des Papua-
olfes, die Australneger. Ihre
egelschiffe, die sogenannten „La-
atoi", tragen große Mattensegel
n Form von Krebsscheren
. Abb.).
Aus diesen Lakatoi-Booten wer-
en von den Eingeborenen ganze
lottillen zusammengestellt, mit
enen sie oft weite Fahrten unter-



ehmen. Es sind große prächtig
eschnitzte und bemalte Boote, nach
eren Fertigstellung ein Zauberer
estimmte Teile der Fahrzeuge
usräuchert, um durch diese Ze-
remonie dem Lakatoi-Boot, wie
s der Aberglaube will, erhöhte
egelkraft zu geben und der Ex-
edition Glück zu verschaffen.
Der Anker, der aus einem durch
ein Netz gehaltenem Steine be-
teht, gilt als heilig und wird,
obald er herabgelassen wird, von
rei Männern eigens bewacht.
Bevor die Expedition ausfährt,

versammeln sich ganze Scharen von Mädchen auf den Plattformen der Schiffe und führen Tänze auf.

Interessant sind die Wahrzeichen, aus denen die Zurückgebliebenen zu wissen glauben, ob es ihren kühnen Angehörigen auf der Fahrt gut oder schlecht geht. Empfindet zum Beispiel jemand auf der rechten Körperseite Jukken, so ist dies eine gute Vorbedeutung, auf der linken jedoch eine böse.

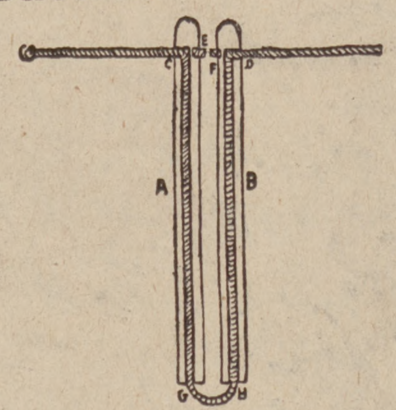
Auch Träume geben darüber Auskunft, die sodann ein Zauberer auslegt.

Sobald die zurückkehrende Flottille in einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Seemeilen gesichtet wird, nehmen die Frauen der beiden Anführer, sowie die Angehörigen der Mannschaft ein Bad und fahren den Ankömmlingen im Kanu entgegen.

Die glückliche Rückkehr gilt als großes Fest und wird dementsprechend von dem ganzen Stamm freudig gefeiert.

Die Zauberschnur

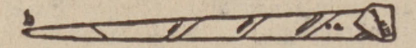
Wenn ihr das folgende kleine Zauberkunststückchen mit dem nötigen ernsten und geheimnisvollen Hokus-pokus ausführt, werdet ihr sicherlich großen Erfolg und Applaus bekommen. Paßt also auf! Zwei Hölzer, auf unserer Abbildung mit A und B bezeichnet, sind hohl, so daß man eine mittelstarke Schnur bequem hin- und herziehen kann. Auf der Seite C und D befindet sich eine Oeffnung, damit die Schnur eingefädelt werden kann. Auf der Seite E und F aber sind nur zwei kleine Löcher eingebohrt, in die man je ein Stückchen der gleichen Schnur einleimt.



Wenn nun die große Zaubervorstellung beginnt, werden die beiden hohlen Holzstäbe so gehalten, daß die Enden G und H nach unten gerichtet sind. Jetzt wird scheinbar die Schnur bei E und F durchgeschnitten, am besten läßt sich das mit einem gewöhnlichen Taschenmesser ausführen. Ein paar rasche Schnitte, und alle Zuschauer glauben, die Schnur wäre nun tatsächlich entzwei. Wie groß aber ist ihr Erstaunen, wenn ihr nun die Schnur bei C herauszieht und alle sehen, daß sie unversehrt ist! Der kleine Zauberapparat hat übrigens noch den großen Vorteil, daß man ihn nur einmal anzufertigen braucht, um ihn immer wieder, natürlich vor wechselndem Publikum, zu verwenden.

Eine kleine Gasfabrik

Ein beliebig starkes Papierblatt wird, wie es unsere Abbildung zeigt, zusammengerollt, so daß eine längliche Trichterform entsteht. Die linke Seite B bleibt offen, während die breitere Oeffnung A an der anderen Seite durch einfaches Umknicken geschlos-



sen wird. Dann wird genau an dem mit A bezeichneten Punkt eine kleine Oeffnung geschnitten oder gebohrt und die Röhre bei B angezündet. (Aufpassen!) Nach einigen Sekunden schon wird, wenn ein brennendes Zündholz über die Oeffnung A gehalten wird, ein schönes kleines Gasflämmchen hier emporbrennen.

Wie baue ich mir ein Aquarium?

Das Aquarium ist nicht nur eine Zierde im Zimmer, sondern es verschafft uns auch das große Vergnügen, Tiere und Pflanzen darin zu beobachten, wie es in freier Natur ganz unmöglich wäre. Man kann sich auf ganz billige Weise ein Aquarium selbst anfertigen. Als Behälter sind große Elementgläser geeignet, auch größere Einmachgläser. Man kann auch in der Mitte geteilte Säureballone aus hellem Glase verwenden; allerdings verzerrt sich beim Durchsehen das Bild. Am besten sind kastenförmige Zinkblechgerüste mit eingekitteten starken Glaswänden, besonders wenn es sich um größere Behälter handelt; dabei ist darauf zu achten, daß die Breite größer ist als die Höhe.

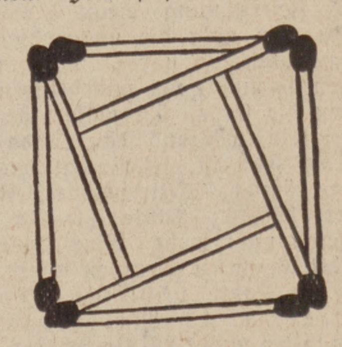
Das Wasser für das Aquarium entnimmt man aus Brunnen oder Seen mit sandigem Untergrund, filtriert es am besten vorher, um die Fische vor Schädigungen zu bewahren.

Das Aquarium stellt man am besten in der Nähe eines Fensters auf, am vorteilhaftesten mit Morgensonne, wobei jedoch zu beachten ist, daß es gegen die heiße Mittagsonne geschützt ist.

Bei der Herrichtung des Aquariums vergesse man nicht die in Moorboden gesteckten Pflanzen, da sie das Wasser mit Sauerstoff anreichern. Der Moorboden selbst kann 5—6 Zentimeter Tiefe haben und wird mit reingewaschenem Sand überdeckt — bis zu 2,5 Zentimeter Dicke —, so daß die Pflanzenwurzeln nicht mehr sichtbar sind. Auch empfiehlt es sich, ein paar Wasserschnecken ins Wasser zu setzen, da diese für Reinhaltung der Scheiben sorgen. Die für das Aquarium nötigen Pflanzen bekommt man für billiges Geld beim Händler.

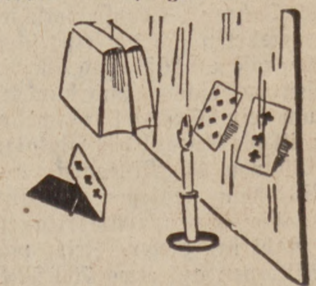
Streichholzaufgabe

Die folgende Streichholzaufgabe wird nicht so leicht erraten werden. Man legt 8 Streichhölzer auf den Tisch. Mit diesen sollen 2 Quadrate und 4 Dreiecke gebildet werden. Ein großes Raten und Verschieben der Streichhölzer wird beginnen, die Köpfe werden sich erhitzen — es wird aber schwerlich einer auf die verhältnismäßig einfache Lösung kommen. Hier ist sie:



Ein optisches Experiment

Wir nehmen eine möglichst glatte und blasenfreie Glasplatte und stellen sie, wie es unsere Abbildung deutlich zeigt, unter Zuhilfenahme zweier Bücher senkrecht auf einen Tisch. Jetzt stellen wir sowohl vor als auch hinter der Glasscheibe eine Spielkarte auf und neben eine der Karten eine brennende Kerze. Durch Hin- und Herbewegen der Karten könnt ihr durch die Platte beide Spielkarten sehen; die eine direkt durch die Glasplatte, die andere als Spiegelbild.



Diese Erscheinung beruht au[f] einem physikalischen Gesetz, das die Grundlag[e] vieler berühmter Zaubertricks ist, die ihr nun entlarven könnt!

Heiligabend auf dem Lande

Von Helene Voigt-Diederichs

Aus dem Buche von H. Voigt-Diederichs „Auf Marienhoff". Vom Leben und der Wärme einer Mutter, erschienen im Verlag Eugen Diederichs in Jena.

Mit der ersten Dämmerung rotteten die Kinder sich in der Wohnstube zusammen, und die Großen schmückten den Tisch für die Eltern. Dem Vater konnte man ehrfürchtig etwas zeichnen, aber die Mutter durfte beprickelt, benäht, bestrickt, behäkelt und beflochten werden; alles, was Hände zu schaffen und Herzen zu fühlen vermochten, fand sichere Wege zu ihr.

Schließlich, nachdem sich endgültig herausgestellt hatte, daß der Tag des Wartens niemals ein Ende nahm, tat sich doch die Tür zum Saale auf. Vater und Mutter erschienen, feierlich glänzten ihr Gesicht und ihre Stimme: ‚Kinder, nun dürft ihr hereinkommen!'

Eine kurze Weile stand alles um den Baum, voll wunschloser Sammlung, dunkel umbrandet vom Wunder der Weihnachtsstube. Die Flämmchen auf den Zweigen sangen mit hörbarem Engelslaut. Und dann begannen mit verschämten Stauner die Blicke seitwärts zu flirren. Rechtzeitig brach die Mutter den Bann, führte jedes Kind an seinen Platz, zuerst die Kleinsten, denen aus Stühlen und Tischbrettern ein dreikäsehoher Stand geschaffen war. Auch der Vater beugte sich herzu, ließ das Pferdchen rollen, prüfte das Taschenmesser, stellte den botanischen Namen der Blume fest auf dem handgemalten Teller, den Tante Hulda gespendet, oder blätterte in einem Buch. Denn Bücher fehlten auf keinem Tisch, von solchen mit unzerreißbaren Bildern über die Balladen von Mondkarlchen und dem Fünkchen, das spazierenging, bis zu Lederstrumpf und Herzblättchens Zeitvertreib und schließlich gar Schillers Werken.

Die Mutter hatte eine wundertätige Art, mit einem Geschenk unbewußter Sehnsucht vorzugreifen, so daß jedes Kind sich für das auserwählt beglückte hielt. Hatte es sich nach dem ersten Ueberschwang mit seinen eigenen Schätzen vertraut gemacht, führte es die Geschwister herbei oder ließ sich selber staunend von Tisch zu Tische laden. Für die Gaben der älteren hatten die jüngeren meist etwas wie bedauernde Nachsicht. Armer Bruder, die lederne Brieftasche, was war sie für ein graues schusternes Ding hier mitten im Weihnachtslicht! Und konnten die Schwestern sich wirklich freuen über die Handtücher, mochten sie noch so selbstgewebt sein, die die Mutter sich ‚gerupft', das heißt aus dem eigenen Leinenschrank entwendet hatte für den Hamsterkasten der heranwachsenden Töchter?

Abgesehen von diesen, allerdings mehr für eine schwingende Zukunft als für die Notdurft der Gegenwart berechneten Dingen schenkte die Mutter kaum je ausdrücklich nützliche Sachen zu Festtagen. Diese waren dazu da, Schmuck und Wärme ins Leben zu tragen. Was an Alltagskram gebraucht wurde, bekam man zu andern Stunden. Freilich, die Mutter grübelte nicht lange an solchen Fragen, sondern handelte hier wie überall aus sicherem Trieb und hellen, schnellen Gedanken. Wenn der Vater einmal, angesichts der geringer Fuderzahl auf der Erntelifte, meinte, in diesem Jahr dürften bestimmt keine Süßigkeiten zu Weihnachten gekauft werden, so wußte die Mutter es doch einzurichten, daß wenigstens keiner auf seinem mit Kuchen und Nüssen gefüllten Freßteller den kleinen runden Marzipan vermißte; mit seinem aufgepreßten Füllhorn voller Blumen gehörte er nun einmal in den lebendigen Ring leise waltender Ueberlieferung.

So wenig wie der bescheidene Marzipan durften die Weihnachtsgedichte fehlen. Nachdem der erste Freudensturm ruhigere Wellen schlug und Vater und Mutter ein wenig unter den Lichtern rasteten, kam ein Kind nach dem andern geschlichen, stellte sich auf und sagte sein Verslein her. Leicht geschah es, wenn es auch noch so gut auswendig gelernt hatte, daß der festliche Augenblick seinen Sinn verwirrte, so daß es ins Stottern geriet. Leise half die Mutter nach; im Laufe der vielen Christabende vererbten sich die Verse und saßen ihr selber von Jahr zu Jahr sicherer im Gehör.



Voll Seligkeit

War das letzte Kind mit einem Kuß entlassen und glühenden Gesichtes doppelt selig an seinen Tisch zurückgekehrt, sagte die Mutter wohl: ‚Theodor, was meinst du, jetzt können vielleicht die Leute hereinkommen?'

Bald klopft es an der Tür, eine festliche Schar quoll herein. Alle waren sie da, die Pferdeknechte, der Kuhhirt und der Schweinejunge, mit wasserglatten Scheiteln, die Gesichter rot gespannt vom Waschen und Bartabnehmen; einige Messerschrammen steigerten den sauberen Anblick. In frischen Hemdsärmeln kamen sie, die Sonntagsmütze unter den Arm geklemmt, lautlos auf dicken, blauen Socken; Holzschuhe und Pantoffeln blieben draußen im Küchengang stehen. Ihnen folgten, verlegen staunend, die sechs, sieben weißbeschürzten Mädchen. Freundlich machte die Mutter Mut zum Nähertreten, indem sie vom runden Mitteltisch jedem aus dem Kreis der Gaben die seine herausnahm. Weste und Tabakpäckchen für die Männer, buntstreifigen Beiderwand zum Rock und dunklen Jackensamt für die Mädchen. Zuletzt wurde jedem auf die gefüllten Hände ein Kuchenteller gesetzt, auch ein reichlicher Apfelkorb nicht vergessen. Zum Schlusse stellte die Mutter sich neben den Vater, legte auch wohl ihren Arm in den seinen; Dank und Handschlag wurden lächelnd entgegengenommen. Dies war einer von den Augenblicken der Würde, wo die Eltern, gleichsam eine freundliche Macht verkörpernd, für Sekunden zu einem einzigen Wesen zusammengeschweißt waren.



Von Dr. h. c. R. Francé

Viele Menschen gehen in diesen Wintertagen an der schwarz aufgebrochenen Ackerscholle vorüber, durch die der Pflug lange, starre Furchen gezogen hat, so daß sie aussehen, wie eine unbewegliche Reihe brauner Wellenkämme.

Der und jener der Vorbeiwandernden mustert die Erde mit kundigem Blick. Und an diesen Blick knüpft sich eine Reihe weitabschweifender Gedanken, die schließlich bei seinem eigenen Grund und Boden enden, der besser oder minder gut ist als dieser hier.

Dann gibt es vielleicht einen, der die nackte Erde im Winter traurig findet und meint, daß in ihr selber doch nichts als Unkraut schliefe, wenn die sorgsame Hand des Menschen sich nicht immer wieder ihrer erbarmte.

Die meisten denken gar nicht darüber nach.

Die Erde zu ihren Füßen aber weiß nichts von dem allen.

Die Erde feiert längst jenen Frühling, auf den die Menschen jetzt noch viele Wochen lang warten müssen.

Denn sie lebt ihr eigenes Leben, das bunt und vielfältig ist und fast erhaben in seiner schweigsamen Schönheit. Einfachste Daseinsformen sind es, die sich da zu einem ununterbrochenen Kreislauf zusammenfinden. Für unser Auge freilich wäre ihr Wohnort eine blinde und sternenlose Nacht, in kalter, feuchter Einsamkeit Sie aber ahnen das Licht, denn selbst in fast einem drittel Meter Tiefe gibt es noch organische Wesen, die das unerreichte Wunder der Pflanze, das Blattgrün, besitzen und mit seiner Hilfe von Wasser und Luft allein zu leben vermögen. Viele sind jedoch räuberisch und Kannibalen obendrein. Sie verzehren alles, was sich nicht wehrt. In all ihrer Winzigkeit benehmen sie sich mit beispiellos geschickten Bewegungen. Die zahllosen feinsten Wasseräderchen zwischen den Bodenkrümelchen sind ganz von ihnen erfüllt. Man ahnt die Ewigkeit, die schon hinter ihrem Heute liegt, denn ihre Gestalt ist nichts als das Spiegelbild ihres Aufenthaltsortes. So haben sich die vielen Arten der Kieselanlagen zu kristallenen Schiffchen umgebaut und gleiten unsagbar flink durch die schmalen Kanäle, weichen sich aus, ziehen aneinander vorbei, verstehen sich aus der derben Umschlingung zäher Erdflöckchen frei zu machen. Andere gleichen einer willkürlich eingedrehten Schraube mit dem Motor einer peitschenden Geißel als Antrieb und Spürorgan zugleich. Unendlich klein sind sie alle, längst unter die Sehgrenze unseres Auges hinabgesunken, so klein, daß ein Kubikmilimeter Erde eine Welt von Hunderttausenden solcher Wesen enthalten kann. Eine einzige Zelle ist ihr ganzes Körperchen, an dem noch kein grundlegender Unterschied zwischen Tier und Pflanze zu erkennen ist. Denn jene, welche die Wissenschaft Tiere nennt, sind auch nichts anderes als ein durchsichtiges Schleimtröpfchen, scheinbar formlos, doch unaufhörlich Formen entfaltend. Sie sind Haupt und Fuß, Arm und Leib zugleich. Sie schlängeln, kriechen, tasten sich, sie gleiten, schwimmen, rollen und fließen. Die einen überdauern ihr nach Tagen zählendes individuelles Leben als nackte Ungestalt durch immer erneute Teilung in zwei Geschwister, die andern, vom Gespenst der Austrocknung und des Zerdrücktwerdens zwischen den dürren Schollen bedroht, haben gelernt, sich ein ganz kleines Häuschen zu bauen, teils aus angeklebten Sandkörnchen, teils aus Kalk- und Kieselblättchen, die ihre Haut ebenso herzustellen versteht, wie die Schneckenhaut ihr Gehäuse. Wurzelfüßler heißen sie, weil sie, um ihr Gemach kriechend fortzubewegen, einen Teil ihres Körpers als Zweigfäden hervorstrecken und sich langsam mit der ganzen Last so weitertasten.

Aber damit ist der Kreis der Unterirdischen noch lange nicht geschlossen. Durchsichtige Würmer mit borstigen Köpfen winden und krümmen sich eilig dahin. Stumm, als ein seidig weißes oder stumpf braunschwarzes Gespinst, wuchern die Bodenpilze zu dichten Filzen oder wirrem, dünnem Fadenwerk. Dort, wo die Wasseradern breiter werden oder ein schnell vergänglicher See zusammenfließt, tummeln sich die Rädertiere, glasklare oder rosenfarbene Ungeheuer, oft von scharfen Spießen starrend, die mit unbeweglichen, rubinroten Augen Licht und Dunkelheit ihrer Welt durchspähen. Sie sind gefürchtete Räuber, die alles verschlucken, was der unaufhörlich wirbelnde Räderapparat ihnen in den Schlund treibt.

Und all das feiert schon Frühling, wenn das kalte Licht von Weihnachten von Abend zu Abend erst unmerklich wächst. Sowie die Froststarre des Bodens gebrochen ist, beginnt ein heimliches, tausendfaches Leben dort unten. Jeder milde Tag vermehrt das Gewimmel in der Tiefe der Schollen um Millionen. Unaufhörlich teilen sich die einen, unaufhörlich schlüpfen aus Eiern die andern. Und ebenso unaufhörlich bringt der Frühlingswind jene Formen herbei, die sich einzukapseln und scheintot monate-, selbst jahrelang mit allen Stürmen zu reisen vermögen, bis sie doch endlich wiederum auf irgendeinem fruchtbaren Boden landen. Dann kriechen sie schnell aus ihrer Kapselhaut heraus und leben weiter, als hätte es gar nie eine Unterbrechung ihrer Daseinsbedingungen gegeben.

Aber woher sie auch stammen mögen, sie alle stehen doch in einer höchst komplizierten und wunderbaren Wechselwirkung zueinander. Nicht nur, daß der Große den Kleinen, der Stärkere und Flinkere den Schwachen und weniger Beweglichen frißt — weit über diese gröbsten Beziehungen von Wesen zu Wesen geht ihr gegenseitiger Einfluß hinaus. Sie schaffen sich auch in allem andern ihre Lebensnotwendigkeiten, einer für alle, alle für einen. Sie üben chemische Veränderungen auf den Boden aus, die ihnen zum Teil erst überhaupt das Dasein ermöglichen. Sie durchwühlen und düngen jedes Krümchen und schaffen immer wieder von neuem Luft und Raum für die Nachkommenden.

Und alle zusammen schenken sie erst der Erde jene Fruchtbarkeit, um deretwillen der Mensch eigentlich von ihrem Herrn zu ihrem Diener geworden ist. Und dies ist der Punkt, wo der scheinbar ganz in sich geschlossene Kreislauf der unterirdischen in einen weit größeren, in den aller Pflanzen, Tiere und zuletzt auch des Menschen beherrschend eingreift. Ohne die nur ihnen eigene Fähigkeit, den aus faulen Körpern freiwerdenden und in der Luft befindlichen Stickstoff wieder umzuwandeln und einzufangen, könnten die größeren Pflanzen, deren keine diese Kunst versteht, einfach nicht leben. Wenn „das im Boden Lebende" — „das Edaphon" — (so hat ihr Entdecker diese Kleinwelt der Erde getauft) nicht wäre, so würde kein Getreidehalm sich unter seiner Aehrenlast beugen, kein Obstbaum würde uns reifende Früchte bieten und die weidenden Tiere würden kein Büschelchen Gras finden. Denn diese Kleinsten sind in all ihrer Unscheinbarkeit, und trotzdem die Menschen erst seit kurzem von ihnen wissen, der wahre Schrittmacher des Lebens auf unserm Gestirn, und auf ihrer Tätigkeit vor allem baut sich das auf, was wir Natur nennen.

Aber davon wissen sie nichts.

Im schweigenden Dunkel der Schollen rollt die endlose Kette ihrer Generation sich ab, uralt und doch ewig neu und ewig fruchtbar.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(12. Fortsetzung.)

Sie sieht ihn unter Tränen voll Bewunderung an. Daß er seine Haltung bewahrt, das imponiert ihr. Das Mädchen nimmt sich zusammen.

„Sie werden mich jetzt noch brauchen, Herr von Hollerbek. Wir müssen sofort nach Deutschland telegraphieren und die Versicherung verständigen."

„Gewiß!"

„Wir müssen ferner dem Polizeipräsidium zur Verfügung stehen für die Protokolle."

„Richtig! Wird zwar nur Zeitverschwendung bedeuten, es muß aber sein."

„Die Funkstation in Rio soll versuchen, eine Verbindung mit dem Dampfer „King Georg" zu bekommen, damit wir wissen, wann das Schiff hier zu erwarten ist."

„Auch das wäre wichtig! Sie sind sehr umsichtig, Toni. Kommen Sie nur, wir wollen diese Dinge gleich in Angriff nehmen."

Kaum ist Hollerbek mit Toni im Bürowagen, als sich der Polizeipräsident mit dem Staatsminister des Innern melden läßt.

Beide Herren drücken ihm herzlich ihre Anteilnahme aus.

„Ein entsetzliches Unglück hat Sie betroffen, Sennor de Hollerbek!" beginnt der Minister. „Ganz Rio nimmt teil an Ihrem Schmerz und bedauert aufs tiefste den Verlust, den Sie erlitten haben. Rio will Ihnen wieder helfen aufzubauen."

„Das wird wohl seine Kräfte übersteigen," erwidert Hollerbek. „Mein Zelt war mit allem an die zwei Millionen Mark wert."

Der Minister und der Polizeipräsident erschrecken bei Nennung dieser Summe.

„Sie sind wohl versichert, Sennor Hollerbek?"

„Zu fünfzig Prozent. Die Versicherung wird mir aber im Augenblick wenig helfen. Es sind da Erhebungen und Formalitäten notwendig, die viel Zeit beanspruchen."

„Was gedenken Sie zu tun?"

„Ich erwarte mein zweites, ein kleineres Zelt, mit dem ich in Deutschland gastiert habe. Der Dampfer „King Georg" wird es bringen. Aber das kann noch acht Tage dauern. Ich gebe zu, daß ich in Rio gut verdient habe, aber acht Tage ohne Einnahmen werden das meiste vom Verdienst verschlingen. Ich muß mir auch einen entsprechenden Betrag für den Heimtransport meines Unternehmens und seiner Angestellten reservieren."

„Sie sollen nicht sofort heimreisen!" sagt der Minister spontan. „Ganz Brasilien, ja ganz Südamerika wartet darauf, ihre herrliche Zirkuskunst bewundern zu können."

„Sie sind sehr gütig, Exzellenz!"

„Wie ist das Feuer entstanden?" wirft der Polizeipräsident ein.

„Brandstiftung!"

„Ja, aber . . . wer sollte ein Interesse daran haben?"

„Vielleicht ein fanatischer Verehrer von Donna Juana . . ., wer kann das mit Bestimmtheit sagen?"

„Wie aber war in diesem Falle Brandstiftung möglich? Das Feuer brach doch, wie mir Ihr Sohn berichtete, hoch oben an der Zeltdecke aus."

„Es führen einige schmale Leitern an den Außenwänden des Zeltes nach oben, um Reparaturen durchführen zu können. Man gelangt mit Leichtigkeit bis zu den Spitzen der Zeltmasten."

„Haben Sie irgendwelche Beobachtungen gemacht?"

„Nein, dazu war keine Zeit. Es galt, die Tiere zu retten und das war — ich kann es Ihnen versichern — ein saures Geschäft. Gottlob ist Menschen und Tieren kein Schaden zugestoßen."

„Glück im Unglück," sagt der Minister und wendet sich an den Polizeipräsidenten. „Herr Präsident, Sie werden die Untersuchung mit aller Energie betreiben, damit wir den Schurken fassen, der dieses Verbrechen getan hat. Ich werde morgen im Staatsrat darüber referieren. Es wird alles getan werden, was möglich ist, Sennor de Hollerbek. Verlassen Sie sich auf mich!"

* *

Hollerbek arbeitete mit seiner Sekretärin bis spät in den Morgen hinein. Telegramme gingen und kamen.

Dann wurden eingehende Kalkulationen angestellt.

Ja, man kam mit dem kleinen Zelt aus. An die Errichtung eines neuen Dreiundzwanzig-Masten-Zeltes wie das verbrannte, konnte man jetzt nicht denken. Das Kapital war nicht vorhanden.

Der alte Herr rechnete mit Toni die verschiedenen Unkosten und Regien durch, machte einen Kostenüberschlag auf zwei Wochen.

Man konnte sich acht Tage beschäftigungslos über Wasser halten, wenn es not tat auch noch weitere acht Tage und behielt immer noch den Betrag für die Rückbeförderung übrig.

Hollerbek wurde zuversichtlicher.

* * *

Sennor Almado war ein Mann, der eine Chance richtig erfassen konnte. Gleich am andern Tage nach dem Brand, war er bei Toni und wiederholte seinen Antrag. Er erklärte sich bereit, im Falle der Annahme der Werbung, dem Zirkus einen Betrag von zwei Millionen Peseten auf fünf Jahre zinslos zur Verfügung zu stellen.

Toni überlegte, daß sie jetzt Hollerbek leicht helfen könne. Sie bat Almados, ihr paar Tage Zeit zu lassen.

Er willigte gerne ein.

Nachdenklich ging das Mädel zu Hollerbek und erzählte ihm im Beisein Markolfs von der neuerlichen Werbung Almados und ihren Bedingungen.

Hollerbek schüttelte lächelnd den Kopf, dann blickte er auf Markolf, dessen Augen unmutig blitzten.

„Nein!" sagte er dann fest und herzlich. „Nein, Toni, Ihr Lebensglück sollen Sie nicht dem Zirkus Hollerbek opfern. Das sollen, das dürfen Sie nicht."

„Unter keinen Umständen!" warf Markolf erregt ein.

Toni fühlte sich wie beschenkt und sah Markolf mit glücklichen Augen lange an.

Erleichtert kehrte sie wieder in ihr Büro zurück.

* * *

Acht Tage gehen ins Land. Man wartet ungeduldig auf das Ersatzzelt. Indessen treffen nur Hiobsbotschaften ein.

Der Staatsrat hat dem Unternehmen Hollerbek offiziell sein Bedauern zu dem Unglück ausgesprochen, aber das ist auch alles. Die Stadt beweist kein Entgegenkommen, sie verlangt vom Zirkus die gesetzlichen Abgaben ohne Abstrich.

Das Schlimmste aber ist ein Telegramm, das die Beschlagnahme der Versicherungssumme durch den Norddeutschen Lloyd mitteilt. Aber Hollerbek gibt sich noch nicht geschlagen.

Er will trotzdem versuchen, das Unternehmen weiterzuführen. Da tritt die Katastrophe ein.

Der Bankier Wildt läßt den Zirkus, vielmehr alles was noch zum Zirkus gehört, Tiere, Wagen- und Maschinenpark und alles, alles beschlagnahmen.

Als die Exekutoren Hollerbek den Beschluß überreichen, da hat er Mühe, seine Haltung zu bewahren. Um seinen Mund geht ein verzerrtes Lächeln. „Es ist gut, Sennores!"

Die Unglücksbotschaft verbreitet sich schnell im Lager der Artisten. Angst und Niedergeschlagenheit erfaßt die armen Leute. „Was soll nun werden?"

Görik wird von ihnen beauftragt, mit dem Chef zu sprechen. Der Dompteur bringt etwas Beruhigung mit. Die Heimreise wenigstens ist gesichert.

* * *

„Toni!"

Das Mädel schrickt von ihrer Schreibmaschine auf. Otto steht im Türrahmen.

„Was gibts? Wieder eine schlechte Nachricht?"

„Nein! Im Gegenteil! Ich habe entdeckt, wo Ihr sagenhafter Vorfahre, dieser Jan Hardenberg, gewohnt hat."

„Ah, das ist interessant! Da können wir am Ende noch Schätze heben!"

„Vielleicht! Auf der Insel Varaio, einem ganz kleinen, unbewohnten Eilande gar nicht weit vom Festland, soll ein halbverfallenes Haus stehen, das einst Jan Hardenberg gehört hatte, so sagte man mir. Wollen wir es einmal aufsuchen?"

„Warum nicht? Aber ich habe keine große Hoffnung."

„Es geht manchmal seltsam zu auf dieser Welt. Wir wollen jedenfalls nachforschen."

Die beiden beschließen, am frühen Nachmittag zur Insel Varaio hinüberzufahren.

Otto Borke leiht sich von einem Deutschen, mit dem er sich schon angefreundet hat, dessen Motorboot aus. Er weiß auch mit so einer Maschine geschickt umzugehen, und bald ist er mit Toni auf der Insel. Nach eifrigem Suchen entdecken sie das bezeichnete Haus. Es ist noch nicht einmal besonders zerfallen. Sie treten vorsichtig ein. Nur nackte Wände sind noch vorhanden.

Dann steigen die Schatzsucher mit einer Kerze über eine steile Treppe in den Keller hinab.

Auch hier nichts, gar nichts zu entdecken.

Otto klopft sorgfältig die Wände ab, umsonst.

Schon will er mißmutig den Keller verlassen, da packt Toni den Mann plötzlich am Aermel und zeigt auf eine Maus, die gerade einem schmalen Mauerspalt ganz unten am Boden entschlüpft.

Otto zuckt zusammen.

„Wo kommt die Maus her? Sollte da unten doch ein Hohlraum sein?"

Toni lächelt etwas ungläubig.

Aber Otto ist ganz aufgeregt.

„Wir müssen morgen wieder mit Werkzeug her!" entscheidet er. „Oder fahren wir heute gleich noch einmal?"

„Können wir machen!"

Sie laufen zurück zum Motorboot. Otto und Toni suchen gemeinsam den Deutschen auf: willig gibt er ihnen Werkzeug mit, schwere Hacken und eine kräftige Axt. Außerdem starke Seile.

Otto ist wie in einem Fieber. Er treibt zur Eile und kann nicht schnell genug nach der Insel und in das Haus Hardenbergs zurückkommen.

Bald dröhnten im Keller die schweren Hackenschläge. Das alte Gemäuer weicht. Otto schwitzt, aber es zeigt sich auch Erfolg.

Ein Hohlraum wird allmählich sichtbar.

„Geben Sie mir das Licht, Toni!" Heftig erregt leuchtet er in das dunkle Loch hinein.

Ein Jubelschrei.

„Toni! Eine mächtige Kassette steht hier drin."

Auch das Mädchen wird von seinem Fieber ergriffen. Die Kerze, die er ihr zurückgegeben hat, zittert in ihren Händen.

Otto macht die Oeffnung breiter, und endlich kann er die große, schwere Kassette unter Aufbietung seiner ganzen Kraft herausziehen.

„Gefunden, Toni! Aber nun schauen wir erst einmal nach, ob draußen alles in Ordnung ist."

Sie klettern aus dem Keller und blicken aufs Meer. Da bemerken sie ein Motorboot, das Kurs auf die Insel zu nehmen scheint.



Das Mädchen faßt Otto unwillkürlich am Arm. „Was — — was soll das bedeuten?" Auch Borke wird unruhig und vergewissert sich, ob sein Revolver geladen ist.

„Der Schatz scheint noch andere Liebhaber zu finden," meint er stirnrunzelnd.

„Kommen Sie schnell." Dann eilen die beiden in das Haus. Otto klettert behend in den Keller und schlingt ein starkes Seil um die Kassette, dann steigt er wieder herauf und zieht mit Toni den Schatz hoch.

Toni muß alle Kräfte zusammennehmen, denn die Kassette ist sehr schwer. Aber es gelingt. Sie legen sich die Stricke um die Schultern, packen die gewichtige Truhe an den breiten Griffen und schleppen sie Schritt für Schritt weiter.

Als sie aus dem Hause treten und über das hohe Gebüsch blicken, das den Bau umwuchert, da sehen sie gerade, wie das Boot schon eine Landungsstelle sucht.

„Wir müssen uns rasch hier seitlich in die Büsche schlagen und einen weiten Bogen machen. Ein Glück, daß wir das Boot gut verborgen haben," flüstert Otto.

Es wird ein mühevolles Schleppen durch das Gestrüpp, aber es deckt auch, und Otto verliert die Richtung nicht. So kommen sie glücklich an den Strand, ganz in die Nähe ihres Motorbootes. Vorsichtig und mit großer Anstrengung bringen sie die schwere Kassette im Boot unter.

Otto hat plötzlich einen Einfall.

„Toni, ich schleiche noch einmal zurück. Ich will sehen, ob ich was beobachten kann. Vielleicht läßt sich Licht in die Tragödie Ihres Vaters bringen."

Ehe das Mädchen zu widersprechen vermag, ist er im Buschwerk verschwunden.

Otto kommt ins Haus, als das fremde Boot eben anlegt.

Rasch springt er in den Keller, holt das Werkzeug und verbirgt sich mit ihm in unmittelbarer Nähe der Behausung.

Und wartet. — Zwei Männer erscheinen. Der eine hat ein Raubvogelgesicht, der andere wüste, vom Trunk aufgeschwemmte Gesichtszüge.

Otto prägt sich die Galgengesichter gut ein.

Sie verschwinden im Hause.

Es dauert eine gute halbe Stunde, ehe sie wieder auftauchen.

Sie sind augenscheinlich schlechtester Laune.

„Damned," flucht der eine mit dem Raubvogelgesicht, „da ist uns jemand zuvorgekommen! Dreimal hatten wir alles abgeklopft und durchsucht, und nun ist doch ein Hohlraum vorhanden. Jetzt leer, natürlich!"

„Ob überhaupt was drin war?"

„Sicher war was drin! Der Chef wird fluchen!"

„Der Chef soll nur zufrieden sein. Der hat aus Batavia für zwei Millionen Diamanten — ich sage dir, die herrlichsten Steine — mitgebracht, die waren dort im Hause des Herrn Ardenber. Schlauer Fuchs unser Chef, daß er dahinterkam, daß Ardenber mit Hardenberg identisch ist. Da hatte der Schreiber auf dem Amt in Batavia vermutlich nicht recht verstanden und den Namen falsch eingetragen. Für zwei Millionen Diamanten hatte der Chef gekapert. Vielleicht sind's noch mehr!"

„Also deshalb hockt er jetzt in Amsterdam, will sie wohl umsetzen?"

„Klar! Muß aber verflixt aufpassen. Wir wollen ihm heute noch ein Telegramm schicken. Willst du zum Telegraphenamt?"

„Well!"

Noch einmal schaut der Mann mit dem Raubvogelgesicht zurück. Dann flucht er kräftig.

„Müssen depeschieren, daß die Nachforschungen abermals erfolglos verlaufen sind."

„Zum Teufel! Soll Geld schicken! Meins langt knapp für die Reise."

Das waren die letzten Worte, die Otto erlauschen konnte. Die Männer entfernten sich rasch. Nach zehn Minuten waren sie samt ihrem Boot verschwunden. Nur ein kleiner Punkt war noch im Meer zu sehen.

Otto rieb sich die Hände.

„Ah, jetzt haben wir die Bande! Nun werden wir bald erfahren, warum man dem armen Vater Tonis Gift zu schlucken gab," murmelte er vor sich hin.

Er nahm nun nicht den Umweg durch die Büsche, sondern lief die kürzeste Strecke zum Strande, wo Toni schon ängstlich-gespannt im Boot auf ihn wartete.

„Endlich! Nun? Hat es was genützt?"

„Viel, viel, Tonichen! Jetzt wird Klarheit, und Ihres Vaters Tod gerächt werden!"

„Gebe es Gott!"

Otto sprang ins Boot, der Motor surrte an und rasch schnitt das Fahrzeug seine Bahn in das blaue Meer.

Flink stieg Otto aus, half Toni beim Herausklettern und holte dann ein Auto heran. Gemeinsam mit dem Chauffeur, den eine Handvoll Peseten sehr arbeitsfreudig stimmte, wurde die Kassette in das Auto verfrachtet. Dann brachte man Toni unter.

„So, Toni, jetzt fahren Sie heim! Aber bitte, warten Sie auf mich. Ich habe noch das Boot zurückzubringen und muß dann aufs Telegraphenamt."

Toni versprach zu warten.

Am Telegraphenamt wurde Ottos Geduld auf eine harte Probe gestellt.

Er wartete bereits zwei Stunden, aber das Galgenvogelgesicht wollte sich nicht zeigen.

Endlich, es war schon gegen Abend, da kam der schwer Erwartete und trat zum Schalter. Otto schlich sich unauffällig hinter ihn und bemühte sich, die Adresse zu erspähen.

Es glückte nicht, aber der Beamte wiederholte laut und deutlich die Adresse, damit kein Irrtum vorkäme: „John Buteson, Amsterdam, Hotel Europa."

Otto war befriedigt. Er notierte sich die Adresse auf ein Telegrammformular, und als ihn dann der Beamte fragte, was er wünsche, da erkundigte er sich, was das Wort nach Deutschland koste.

Höflich gab ihm der Beamte Auskunft. Otto zog dankend den Hut. Dann verließ er rasch das Amt. Ein Auto brachte ihn nach dem Zirkus.

* * *

„Toni wollte für uns in die Bresche springen!" sagte Hollerbek zu seinem Sohn. „Wir konnten ein solches Opfer nicht annehmen. Jetzt ... ist dir der Vorschlag gemacht."

„Ja!" sagte Markolf bitter. „Donna Juana will mit drei Millionen Peseten aushelfen, ja, mit ihrem ganzen Vermögen, wenn ich sie heirate. Sie hat einen Eid bei der Madonna abgelegt, daß sie keine Schuld an dem Unglück trägt."

„Aber sie streitet es nicht ab, daß einer ihrer Freunde in fanatischer Ergebenheit es getan haben könnte. Jedenfalls sind wir ruiniert," betonte der alte Herr. „Die Versicherungssumme hat der Lloyd beschlagnahmt. Den Zirkus selbst hat Wildt mit Arrest belegt. Der Bankier kommt morgen mit „Graf Zeppelin". Ich habe das Gefühl, daß wir von ihm nichts Gutes zu erwarten haben."

„Woraus schließt du das?"

„Ganz einfach. Er braucht unbedingt Geld. Sein Darlehen kommt allemal heraus, wenn er den Zirkus hier versteigern läßt. Du weißt, daß er sich in Diamanten festgelegt hat, von der großen Südamerikanischen Company besitzt er viel Papiere. Du hast ja gelesen, daß die Gesellschaft in diesem Jahre dividendenlos ist. Die Papiere sind rapid gefallen. Die Diamantenfelder bringen nur noch schlechte Ausbeute. Wer weiß, vielleicht sind die Papiere in Kürze Makulatur! Also, er braucht Geld."

„Mit anderen Worten, wir sind fertig und haben gerade noch so viel, um heimzufahren, wenn das Zelt nicht bald kommt!" fiel Markolf ein.

„Ja! Wir hätten hier ein kleines Zelt bauen lassen sollen. Aber das hätte ja auch zu lange gedauert. Junge, was tun wir nun?"

„Soll ich Donna Juana heiraten?"

„Nein!" sagte der alte Herr mit fester Stimme. „Du sollst dich nicht verkaufen. Lieber arm, als unglücklich. Wir haben unsere Arbeit, unseren Zirkus über alles geliebt. Jede Kreatur, die im Dienste unseres Unternehmens tätig war und seine Pflicht tat, war uns ans Herz gewachsen, es ist schmerzlich, daß wir so geschlagen wurden, aber ... wir wollen uns nicht selber verlieren. Nicht das Geschäft, unser Beruf, das Leben hat das erste Anrecht an uns!"

Es klopfte.

„Herein!"

Otto erschien mit froher Miene.

„Lieber Borke, Sie machen ja ein strahlendes Gesicht!"

„Habe alle Ursache. Ich komme, um Sie zu holen, damit Sie dabei sind, wenn wir die Schatzkassette des alten Jan Hardenberg, einem Vorfahren Tonis, öffnen!"

„Schatzkassette? Wo kommt denn die her?"

„Wir haben sie von der Insel Paraio geholt. Ob wirklich Schätze drin sind, das wissen noch die Götter. Hoffentlich! Kommen Sie, meine Herren! Ich denke, es wird ganz interessant."

Sehr gespannt folgten ihm die beiden Hollerbeks nach dem Bürowagen.

Toni erwartete sie. Neben dem Tisch stand die mächtige Kassette.

Allerhand Werkzeug lag schon bereit. Otto ging unverzüglich daran, den Deckel aufzubrechen. Er setzte erheblichen Widerstand entgegen, aber endlich sprang er krachend auf.

Ein vergilbter Zettel lag obenauf ... und drunter ... o große Enttäuschung ... lagen lauter eiserne Kugeln, ähnlich alten, kleinen Kanonenkugeln.

Toni stieß einen Laut des Bedauerns aus.

Otto nahm das Blatt Papier.

Mühsam entzifferte er den Inhalt des kurzen, in deutscher Sprache abgefaßten Schreibens.

„Ich, Jan Hardenberg, vermache diese Kugeln meinen noch lebenden Verwandten in Deutschland, oder, wenn sie ausgestorben sein sollten, dem Finder der Kassette. Wenn er ein gescheiter Kopf ist, dann werden ihm die Kugeln viel Spaß machen. Geschrieben am 16. April 1810. Jan Hardenberg aus Keltenkirchen am Niederrhein."

„Ach, da scheint nicht viel los zu sein mit dem Schatz, Toni!" fügte Otto betrübt hinzu.

Markolf nahm ein paar Kugeln in die Hand.

Sie waren ziemlich schwer und mit dickem Rost überzogen. Sonst war nichts besonderes an ihnen zu sehen.

„Der alte Hardenberg hat sich einen Scherz erlaubt!" seufzte Toni. „Ach, ich wünsche mir gar keine Schätze, aber

. wir hätten sie so gut für den Zirkus gebrauchen können Schade!"

„Sie gutes Mädel!" sagte der alte Herr dankbar. „Immer wollen Sie helfen."

„Was wird nun werden?" fragte Toni.

Herr von Hollerbek senkte das weiße Haupt. Wir müssen heimfahren. Bald wird der Zirkus Hollerbek nicht mehr sein."

Tiefe Traurigkeit war in aller Herzen

* * *

Toni konnte in dieser Nacht nicht recht einschlafen. Immer spukten ihr die Kanonenkugeln des Vorfahren im Kopfe herum.

Was hatte Jan Hardenberg für den Finder geschrieben? . . . wenn er ein gescheiter Kopf ist, dann werden sie ihm viel Spaß machen . . .

Hinter diesen Worten mußte etwas stecken.

Das Mädchen fand keine Ruhe.

Stand wieder auf und knipste das Licht an. Zog mit aller Kraft den schweren Kasten ans Licht und betrachtete die Kugeln.

Dann nahm Toni sie heraus und legte sie einzeln auf den Schreibtisch. Das erste, was das Mädchen feststellte, war, daß sie verschiedenes Gewicht hatten.

Toni öffnete ein kleines Wagenfenster und spähte hinaus. Richtig, da war ihr getreuer Ekkehard, Max Sauerkraut, und hatte, wie immer, vor der Tür seinen Posten bezogen. Er schlief in unmittelbarer Nähe in einem Rohrlehnstuhl.

Aber er hatte einen leichten Schlaf und wachte sofort auf, als das Fensterchen sich öffnete.

„Brauchen Sie was, Fräulein Toni?"

„Ja, Max! Gehen Sie bitte in den Stall und lassen Sie sich von Marquardt ein Putzmittel geben, mit dem ich diese Kugeln blank kriege. Hier, nehmen Sie eine Kugel mit."

Max trollte sich eiligst davon und kehrte bald mit einer Dose zurück.

„Kann ich Ihnen helfen, Fräulein Toni?"

„Ja, Max, kommen Sie! Wir haben eine Menge Kugeln zu putzen."

Max ließ es sich nicht zweimal sagen. Wenn ihn Toni zu „Caesar" in den Käfig geschickt hätte, er wäre wahrscheinlich auch gegangen. Denn er hing mit grenzenloser Ergebenheit an dem Mädchen.

Eifrig putzten sie an den Kugeln. Als Toni die erste blank hatte und genau betrachtete, stutzte sie. Sie hatte eine Entdeckung gemacht, die ihr Herz höher schlagen ließ.

„So, Max, jetzt ist es gut!"

Der Getreue ging und bezog wieder seinen Wachtposten im Lehnstuhl.

Toni aber nahm eine Kugel und schlug kräftig mit einem Hammer darauf.

Einmal . . . zweimal. Sie sah, wie die Silberschicht rundum zerriß, und jetzt . . . das Mädchen jubelte auf . . . zersprang die Kugel in zwei Teile, und der Inhalt kollerte auf den Tisch.

Lauter Diamanten, meist ungeschliffen, schimmerten im Licht

Toni atmete befreit. Der Schatz des sagenhaften Vorfahren war gefunden! Sie hatte keine Ahnung, welchen Wert die Diamanten darstellten, aber daß es ein Vermögen sein mußte, das taxierte sie nicht mit Unrecht.

Kugel um Kugel zertrümmerte sie, und bald häuften sich die Schätze auf dem Tische.

Vierundsechzig waren es. Siebzehn davon enthielten Diamanten, dreiundvierzig Kugelschalen umschlossen einen Kern von gediegenem Golde.

In einer größeren Kugel befand sich ein Manuskript, das wie gestochen, ganz klein geschrieben war, drei andere bargen Depotscheine auf hinterlegte Kapitalien.

Toni wollte ihren Augen nicht trauen: Da lagen auf der Staatsbank Neuyork zwei Millionen Dollar in Gold auf der Bank von England einhundertundzwanzigtausend Pfund in Gold, und auf weiteren neun Banken verschiedener Staaten Depots, die ebenfalls in die Millionen gingen.

Toni war einige Augenblicke ganz verwirrt. Dann blickte sie wieder auf die ausgebreiteten Schätze und lachte fröhlich.

Mich bezaubert ihr nicht, mich blendet ihr nicht! dachte sie. Für mein Glück brauche ich euch nicht, aber helfen sollt ihr zunächst Hollerbek und dann gewiß noch vielen in meinem Leben.

Sie war wieder ganz ruhig, als sie ein Blatt Papier nahm und die Guthaben laut Depotschein notierte. Ueberall hatte sich Jan Hardenberg nur die Staatsbanken herausgesucht, denen er sein Geld und Gut anvertraute

Das Mädchen rechnete eifrig und stellte fest daß die hinterlegten Summen, die ihr auf die Depotscheine hin ausgehändigt werden mußten, rund 25 Millionen Mark ausmachten.

Dazu kamen noch das Gold aus den Kugeln und die Diamanten.

Toni überlegte sich alles in Ruhe. Zunächst war sie sich darüber klar, daß die brasilianische Regierung Schwierigkeiten machen konnte. Denen wollte sie aus dem Wege gehen.

Es galt aber vor allen Dingen, dem Zirkus Hollerbek Kapital zu verschaffen.

Nahm sie das Gold aus den Kugeln und ging damit zur Staatsbank in Rio, dann konnte man dort interessiert nach der Herkunft forschen, denn, daß man aus Deutschland keine goldenen Kugeln mitbrachte, darüber waren sich die Herrschaften klar.

Toni dachte an Almados. Vielleicht? Nein . . . lieber nicht! Kein fremder Mensch sollte ins Vertrauen gezogen werden

Sie kam zu einem anderen Entschluß.

Sie würde morgen nach dem Flugplatz gehen, einen Platz im „Zeppelin" nach Neuyork belegen und dort das Geld beheben.

Der „Zeppelin" fuhr einen Tag später wieder nach Rio zurück. Sie konnte also binnen drei Tagen wieder hier sein.

Von Neuyork aus ließ sich der Betrag eventuell telegraphisch überweisen.

Morgen kam Wildt und mit ihm die Gefahr der Versteigerung. Aber es würde immerhin auch noch ein paar Tage dauern, ehe er die Versteigerung durchsetzte.

Ja, das war der richtige Weg!

Nun brauchte sie nur noch das Geld für die Hin- und Rückreise.

Dazu mußte eine der goldenen Kugeln dienen.

Wohin aber jetzt mit den Schätzen?

Es stand kein Tresor sonst zur Verfügung, als ihr kleiner im Büro, und der erschien ihr nicht ganz sicher.

Da kam ihr ein guter Gedanke.

„Caesar" hatte seinen Käfig für sich. Sie würde ihre Schätze in die Kassette verpacken, diese verschnüren und in „Caesars" Käfig unterbringen.

Der Löwe würde sicher keinen Unbefugten heranlassen. Görik, der die Reinigung stets selber übermachte, konnte in das Geheimnis eingeweiht werden.

Dort waren also die Schätze sicher.

Sauerkraut mußte ihr helfen, die verschnürte Kassette auf einen kleinen Handwagen zu schaffen, was unter großer Mühe gelang, und dann zogen sie gemeinsam die kostbare Last nach dem Löwenkäfig.

* * *

Am frühen Morgen suchte Otto wieder Toni auf.

„Ich hab mir es noch einmal überlegt mit den Kanonenkugeln, da könnt' doch ein Geheimnis verborgen sein."

„Sehr schlau!" lachte Toni. „Aber ich habe sie weggeworfen."

„Aber Toni!"

„Ja, doch so gescheit wie Sie war ich selber. Ich habe sie aufgeknackt, die Kugeln . . . .!"

„Und?" fragte Otto hastig.

„Der Schatz Jan Hardenbergs ist gefunden!"

Und sie berichtete von dem Erfolg ihrer Untersuchung, zählte die Kostbarkeiten auf und zeigte schließlich dem Erstaunten die Aufstellung der Depotscheine.

„Alles ist im Käfig „Caesars" untergebracht," schloß sie, „und keiner kann an ihn heran, als ich!"

„Fabelhaft. Jetzt sind Sie also klotzig reich?"

„Ja!"

„Fabelhaft! Ich beglückwünsche Sie! Aber der Zirkus Hollerbek?"

„Dem helfen wir wieder auf die Beine!"

„Und Sie?"

(Fortsetzung folgt.)

Von Frauen – für Frauen

Nun brennen die Lichter

nun sind alle Sorgen ein paar Stunden ausgelöscht, überstrahlt vom Glanz der Kerzen, von Erinnerungen, von den Zeichen der Liebe, die uns geworden sind. Wir haben den Beweis erhalten, daß die Liebe unter den Menschen noch nicht gestorben ist und daß wir uns gegenseitig noch nicht aufzugeben brauchen. Jetzt müssen wir weiter bauen und helfen und es nicht nur von den andern erwarten, sondern selbst den Anfang machen. Wir fühlen, daß wir alle die gleiche Sehnsucht haben, daß wir an einer Grenze sind und uns zurücksehnen. Wir wollen es uns noch nicht so recht eingestehen, und lächeln noch ein wenig, und wissen doch, daß diese scheinbaren Sentimentalitäten der starke Wunsch unseres Herzens sind: wir wollen alle zu uns zurück, darum laßt uns beginnen!

Dürfen wir Märchen spielen?

Zwischen Weihnachten und Neujahr ist die schönste Zeit zum Märchenspielen. Es gibt kein Kind, das nicht eine große Freude am Verkleiden und am Darstellen von Personen oder Tieren hätte. Am schönsten ist Märchenspielen, wenn noch ein paar Kinder dazu eingeladen werden. Wenn Mutti klug ist und nett, hat sie vorgesorgt, und alles, was man dazu braucht, in Bereitschaft gelegt. Es gehört nur ein bißchen Einfühlung in die kindliche Welt dazu. Schneewittchen bekommt eine Krone aus Goldpapier und vielleicht noch einen Schleier. Die Zwerge begnügen sich mit einer Zipfelmützen ähnlichen Kopfbedeckung, Rotkäppchen muß ein rotes Käppi haben und einen Henkelkorb, der Wolf braucht einen alten Pelz, der ruhig ein Bettvorleger sein kann. Hänsel und Gretel bleiben in ihren Kostümen, die Hexe wird durch ein paar Striche mit dem Schminkstift alt und schauerlich gemacht.

Mutti muß alles in der Hand haben und unmerklich das Spiel leiten, sie wird selbst eine große Freude haben, und ihre kleine Gesellschaft wird mit einer Leidenschaft und einem Eifer bei der Sache sein, wie ihn nicht einmal die neuen Spielsachen entfachen konnten.

Die Einfälle der Kleinen sind unerschöpflich, wenn alle Märchen zu Ende sind, erfinden sie neue dazu: Das Marktnetz wird ihnen zur Kopfbedeckung mit großen Ohrringen, Vatis Schlafrock ist das Gewand des Kalifen, um das man eine Schärpe bindet, die der großen Schwester gehört, der Kaffeewärmer wird eine russische Pelzmütze, es gibt kaum einen Gegenstand, den sie nicht für ihr Spiel brauchen und ihre Phantasie nicht zu einem Märchenbild gestaltet.

Darum laßt sie spielen, und laßt sie ruhig einmal Unordnung machen; was bedeutet das bißchen Mühe gegenüber diesen glücklichen Stunden?

Denken Sie auch daran...

In vielen Familien ist es Sitte, daß die Hausangestellte mit den Kindern und sonstigen Angehörigen beschert wird. Damit ist der Liebestätigkeit aber meistens genug getan. Das Mädchen geht in sein Zimmer oder in die Küche zurück, Sehnsucht im Herzen nach der eigenen Familie, nach Freundinnen oder Bräutigam, oder es muß arbeiten, das Festessen schafft gar noch besonders viel Arbeit, und niemand bemerkt, daß ein menschliches Wesen traurig ist, wo alle andern froh sind.

Denken wir doch ein bißchen mehr daran, auch ihr Freude zu machen.

Wenn es sich einrichten läßt, darf sie an diesem Abend in der Familie bleiben, oder sie bekommt Urlaub, falls sie Verwandte oder Freunde im Ort hat, oder sie darf sich Bekannte einladen. Niemals sollte man an diesem Abend besondere Arbeiten vom Mädchen verlangen. Wenn aus irgendwelchen Gründen eine größere Geselligkeit stattfindet, sollte man eine Hilfskraft einstellen.

Gesundheitspflege an den Feiertagen

Feste sind für die Schönheit und Gesundheit eine große Gefahr. Man ißt zuviel, man trinkt Alkohol, man schläft nicht genügend, der ganze Körper wird stärker strapaziert als sonst. Daran sollten wir denken und mit klugem Sinn ein wenig einteilen. Man braucht keinen kleineren Genuß haben, wenn man nicht alles mitmacht und alles ißt und trinkt, was einem geboten wird. Wer viel raucht, darf ruhig in den Getränken etwas mehr Zurückhaltung üben, wer viel tanzt, soll sich den Magen nicht überladen, wer stundenlang stillsitzt und plaudert, soll für den nötigen Ausgleich durch Bewegung sorgen. Stets wird man mehrere Feiertage durch Spaziergänge angenehm unterbrechen. Man sollte bei offenen Fenstern schlafen, auch wenn man es sonst nicht tut, um die verbrauchte Luft, die in jedem Fall eingeatmet wird, wieder aus den Lungen zu bekommen. Man muß für geregelte Darmtätigkeit sorgen, und als Wichtigstes noch einmal: weise Beschränkung in den Genüssen, sonst sieht uns nach dem Fest ein graues, müdes Gesicht aus dem Spiegel entgegen.

Für den Weihnachtstisch

Marzipankartoffeln

1 Pfund süße Mandeln werden schnell gebrüht und abgezogen, dann zwei Stunden in kaltes Wasser gelegt und gut getrocknet. Am andern Tag werden sie ein paarmal durch eine feine Mühle getrieben. Dann knetet man auf einer mit Zucker bestreuten Platte ein Pfund gesiebten Puderzucker, 4 bis 5 Eßlöffel Rosenwasser und 20 Gramm bittere Mandeln ungefähr eine Stunde lang darunter. Aus dieser Masse werden kleine Kugeln geformt, die in Kakao oder Zimt gewälzt und zum Trocknen weggestellt werden.

Schokoladenherzen

500 Gramm Mehl, 125 Gramm Zucker, 125 Gramm geriebene Schokolade, 80 Gramm Butter, eine Messerspitze Vanillenzucker, 2 Eier und ein halber Kaffeelöffel Natron werden mit etwas Milch zu einem Teig geknetet, der sich gut ausrollen läßt. Dann sticht man kleine Herzchen aus, die bei mittelmäßiger Hitze rasch gebacken werden. Dann bestreicht man sie mit einer Zucker- oder Schokoladenglasur.

Man kann sie vor dem Backen auch mit halben Mandeln garnieren.



Für den Abend

Kleine Legende

Als in der Heiligen Nacht den Hirten die Engel erschienen waren und die Hüter der Herde zur Krippe gingen, um das Kindlein anzubeten, blieben die Hunde allein bei den Schafen zurück.

Die Junge aber wurde ihnen gelöst, und sie sprachen also: „Auch wir wollen uns dem Heiland zu Füßen werfen; denn auch zu unserem Heile wurde er auf die Erde gesandt."

Und sie ließen die Herde allein.

Da geschah es, daß Wölfe aus den Wäldern kamen. Doch sie zerrissen die Schafe nicht, sondern legten sich ihnen zu Füßen, als seien sie Hunde. Und die Herde fürchtete sich nicht.

Die Hunde aber kamen zu der Hütte, in der Maria das Kind geboren, und scharrten an der Pforte.

Der Jesusknabe, der im Arm der Mutter lag, vernahm sie und sprach: „Laßt sie ein!"

Die Tiere warfen sich vor dem Heiland nieder und klagten, daß sie keine Gabe brächten, das Kind zu beschenken.

Jesus aber sprach: „Ihr gebt mir mehr als viele Menschen. In eure Augen will ich schauen; sie werden mir Kraft geben, wenn ich verlassen bin von allen."

Seit jener Stunde geschah es, daß die Augen der Hunde jenes seltsame Leuchten in sich bergen, das wir Treue nennen.

Eine schööne Bescherung



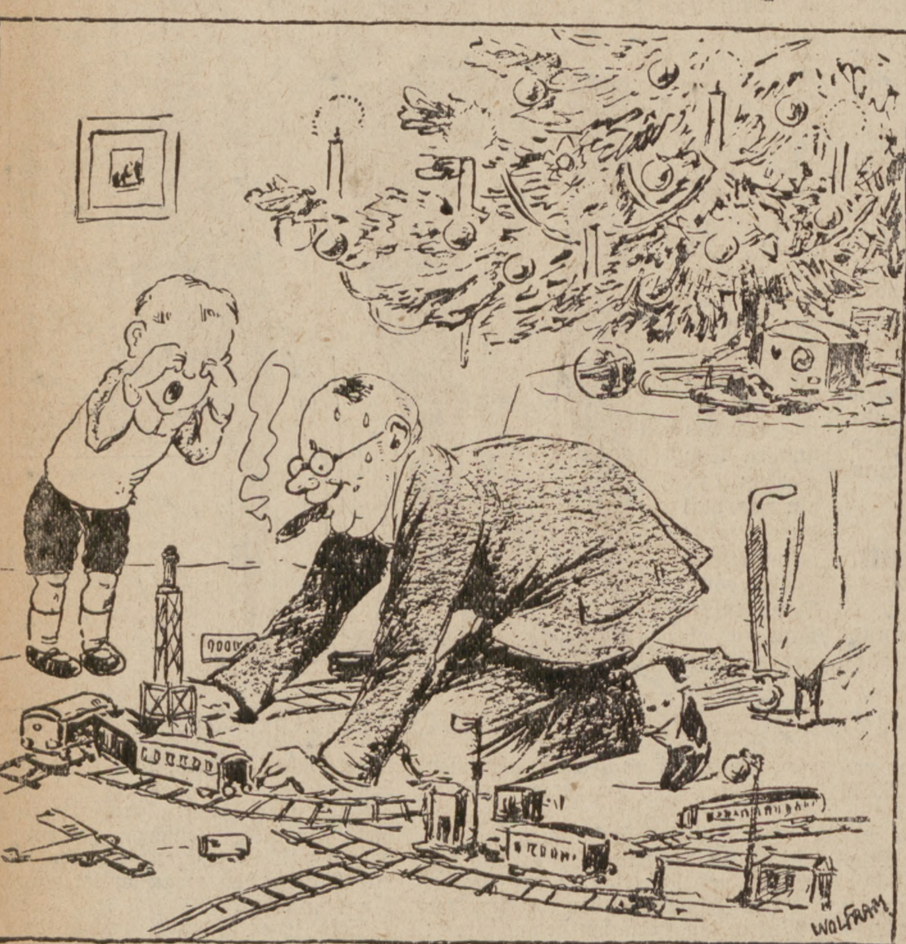
Zu der Hundeseele Zielen
Gehört das Fressen und das Spielen.
Pfiffi hat sich selbst beschenkt,
Wie ein Hund sich Weihnacht' denkt.



Herr Krüger, es sind Drillinge

Bescherung und „Bescherung" sind zweierlei — ist Ihnen das auch schon einmal aufgefallen? „Das ist eine schöne Bescherung!" — strahlt das glückliche Kind, wenn es am Weihnachtsabend vor dem lichterhellen Gabentisch steht, auf dem seine Geschenke sich türmen. Und „das ist eine schöne Bescherung!" meint die Mutter am nächsten Morgen, wenn das Kleine mit argem Leibweh im Bettchen liegt weil es sich an Marzipan und anderem Naschzeug übergessen hat Wie gesagt: es kommt auf den Ton an . . . und der lag auf dem Wort „schö-ö-ön", als wir unsere Zeichner baten, das Thema „Eine schöne Bescherung" im Bilde zu behandeln.





Jetzt spielt Papa stundenlang mit meiner Eisenbahn, das nennt er eine Bescherung.

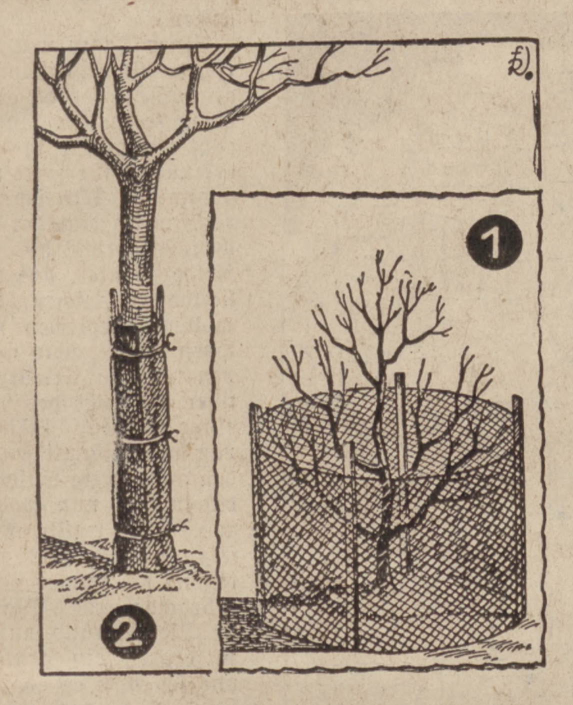


Wir sagten uns, liebe Kinder, wir machen Euch die größte Weihnachtsfreude, wenn wir alle, alle kommen.

AUS DER PRAXIS

Winterschutz im Obstgarten

In schneereichen Wintern sind jüngere Obstbäume in Garten und Feld vielfach Angriffen durch Hasen und Feldmäuse ausgesetzt, die die Rinde der Stämmchen benagen. Da die Bäumchen hierdurch vielfach eingehen, zum mindesten aber für die nächsten Jahre in ihrem Ertrage stark geschädigt werden, muß der Obstzüchter seine Obstbäume hiergegen schützen. Bei Buschobst läßt sich ein solcher Schutz nicht anders erreichen als daß wir unter Zuhilfenahme von vier Pfählen und dünnem Drahtgeflecht den einzelnen Busch umwehren, wie Abbildung 1 das zeigt. Bei Hochstämmen läßt sich ein erfolgreicher Schutz in weit einfacherer Weise bewerkstelligen. Hier werden die Stämmchen am einfachsten mit Resten von Dachpappe umbunden, nachdem man zuvor zwei Ruten oder Stöcke am Stamm entlang aufgestellt hat, damit zwischen diesem und der Pappe etwas Zwischenraum bleibt, so daß Luft den Stamm umspülen kann (Abb. 2).



Mäuse werden meist dort angelockt, wo man die Baumscheiben mit Mist zu belegen pflegt. Die Mäuse, die in dem warmen Mist gleichsam Schutz suchen, nagen bei dieser Gelegenheit ebenfalls die Rinde des Bäumchens an und schädigen so dasselbe. Auch hiergegen bildet Dachpappe einen wirksamen Schutz, und zwar nicht nur gegen Mäuse, sondern auch gegen die Einwirkung des Mistes auf die zarte Baumrinde. Abzuraten ist das Einbinden der Bäume mit Stroh, da hierdurch die Stämmchen verweichlicht werden, also später um so empfindlicher sind hinsichtlich der Einwirkung von Spätfrösten im Frühjahr (Frostplatten). Auch bietet das Stroh dem schädlichen Ungeziefer einen willkommene Unterschlupf und Gelegenheit zum Ueberwintern. Bei umzäunten Obstgärten sind die schadhaften Zaunstellen auszubessern.

Jetzt kann auch mit dem Auslichten der Baumkrone begonnen werden. Welche Aeste sind zu entfernen? 1. Aeste, die in das Innere der Kronen hineinwachsen, 2. trockene und kranke Aeste, 3. Aeste, die zu dicht beieinander stehen und dem Licht den Zutritt in die Kronen verwehren und 4. Aeste, die sich kreuzen und scheuern. Ferner kann man jetzt noch bei trockener Witterung die Bäume mit einem Kalkanstrich versehen, der besonders bei jüngeren Obstbäumen unbedingt durchgeführt werden soll. Vorher müssen aber die Bäume gereinigt werden. Die Beschaffenheit der Kalkbrühe muß jedoch so sein, daß sie lange am Baume kleben bleibt und nicht vom ersten Regen abgewaschen wird. Der Anstrich soll einen Schutz bieten gegen die Einwirkung der Wintersonne auf das Zellengewebe unter der Rinde; besonders die einseitig mit Stickstoff gedüngten Bäume, die wenig Holzfestigkeit besitzen, sind empfindlicher als Bäume, die regelmäßig eine Volldüngung erhalten und somit widerstandsfähiger sind. Durch Beimengen von Lehm und Kuhfladen kann die Kalkbrühe bezüglich ihrer Klebefestigkeit wesentlich verbessert werden, ganz besonders dient diesem Zweck auch eine Zugabe von warmem Rinderblut oder von Wasserglas (zirka ¼ Liter auf 50 Liter Anstrichbrühe). Noch besser ist ein Ueberspritzen der ganzen Obstbäume mit einer Kalkbrühe, oder der sogenannten „Theobaldschen Mischung", die in der Hauptsache ebenfalls Kalk, dazu noch Kali und Wasserglas enthält. Sie wirkt besonders gut gegen Moose und Flechten, und bei nicht allzustarkem Auftreten gegen Eier von Blattfloh, Blut- und Blattlaus. Zur Bereitung von zirka 100 Liter Spritzbrühe benötigt man 80—100 Liter Wasser, 10—12 Kilogramm Aetzkalk, 5 Kilogramm 40prozentiges Kali und zur Erhöhung der Haltbarkeit noch ½ Liter Wasserglas.

Die Baumpfähle müssen nachgesehen werden, schadhafte, abgefaulte Pfähle werden durch neue ersetzt und die Bäume gut mit Kokosstricken angebunden, damit besonders die jüngeren Bäume den oft heftigen Winterstürmen standhalten. Dabei ist zu beachten, daß die Pfähle nicht zu hoch oder zu niedrig sind, und daß sie keine Aststumpfe zeigen, an denen sich der Baum abscheuert. Der Baumpfahl muß feststehen, möglichst auf der Südwestseite des Stammes (Abhalten der Sonnenstrahlen) und soll bis ungefähr 5—8 Zentimeter unterhalb der ersten Kronenäste reichen. Wo mit besonders heftigen Winterstürmen zu rechnen ist, wird der Baumpfahl auf der Seite des Baumes eingeschlagen, wo der Wind am stärksten anzugreifen pflegt.

Für die Schädlingsbekämpfung dürfen wir nicht unsere gefiederten Freunde vergessen. Durch das Aufhängen der verschiedensten Nisthöhlen müssen wir versuchen, wieder möglichst viele Freunde und Helfer aus der Vogelwelt anzusiedeln, die uns im Kampfe gegen die oft sehr stark auftretenden schädlichen Insekten im Obst- und Gartenbau und in der gesamten Landwirtschaft ausgezeichnete und nicht zu unterschätzende Dienste leisten. Ebenso ist eine Winterfütterung dieser Freunde notwendig, wobei ein richtig angelegtes Futterhaus, Futterhölzer usw. sowie die Wahl des geeigneten Futters von großer Wichtigkeit ist.

Angewärmtes Tränkwasser.

Bei Nachtfrösten gefriert das Wasser in den Trinkgefäßen, die noch gefüllt sind, so daß die Hühner am nächsten Morgen nichts aufnehmen können oder gezwungen sind, sich Löcher in die Eisschicht zu picken. Dieses eiskalte Wasser ist den Hühnern äußerst schädlich und soll darum nach Möglichkeit vermieden werden. Kleinere Betriebe, die große Ausgaben für die Geräte scheuen, sorgen deshalb dafür, daß am Abend alles Trinkwasser ausgegossen wird, und es braucht dann am Morgen nur lauwarmes Wasser nachgefüllt zu werden. Man wird dann sehen, wie die Hühner am Morgen dieses Wasser bevorzugen und die Tränken eifrig umlagern. Da solches Wasser bei Tage immer wieder abkühlt, muß man mindestens zwei- oder dreimal frisches Wasser nachfüllen.

Einfacher ist es besonders für den, der nicht in der Lage ist, mit großen Wassermengen weite Strecken zu laufen, Wärmevorrichtungen für die Trinkgefäße zu beschaffen. Im Handel sind verschiedene zweckmäßige Geräte erhältlich, die beispielsweise sehr einfach mit Briketts beheizt werden können. Diese Art der Beheizung ist billig und macht auch gar nicht viel Arbeit. Noch weniger Arbeit macht selbstverständlich die Anwendung von Elektizität, da man nur den Heizuntersatz unter das Trinkgefäß zu stellen hat und die Verbindung mit der Lichtleitung herstellt. Man kann sich aber auch mit Hilfe einer Petroleum- oder mit einer kleinen Oellampe eine heizbare Tränke selbst bauen. In diesem Falle hat man besonders darauf zu achten, daß die Tränke erhöht aufgestellt wird und gut befestigt ist, damit die Hühner die Heizgeräte nicht umreißen können.

Der Zuchtbock. Es ist notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß es grundfalsch ist, einen bewährten Zuchtbock abzuschlachten, nur weil, der Inzucht wegen, ein Wechsel erforderlich ist. Man versuche vielmehr, gute Böcke auszutauschen, um sie auf diese Weise möglichst lange der Zucht zu erhalten. Alte, in voller Kraft stehende Böcke werden stets besseres und ausgebildeteres Zuchtmaterial bringen als zu junge Tiere!

—r.

Lesefrüchte

„Ganz ohne Mais ist die Geflügelzucht unrationell. Weizen ist vorzüglich, aber entbehrlich, wenn er zu teuer ist. Guter Hafer ist ein wertvolles Futter und wird von den Tieren gern genommen; was sie hiervon liegen lassen ist wertlos oder mindestens minderwertig, und wenn minderwertiger Hafer durch „Stutzen und Bürsten" ein besseres Aussehen bekommt und die Tiere ihn dann wirklich aufnehmen, dann ist das ein sehr kostspieliger Selbstbetrug. Roggen ist nach meiner Ansicht für Geflügel ungeeignet."

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Die Weihnachtswette

Franz Meyer war etwas schüchtern. Und infolgedessen noch Junggeselle. Am Weihnachtsabend hatte Familie Krause es sich nicht nehmen lassen, Herrn Franz Meyer einzuladen, denn die bildhübsche Tochter Hilde war im heiratsfähigen Alter, und wenn ein Junggeselle immerhin soviel verdient, daß zwei Personen davon leben könnten... also Franz ging jedenfalls hin.

Er liebte die kleine Hilde schon lange, aber wie oben bereits gesagt... Franz war etwas schüchtern.

Na ja... die Weihnachtsgans war ausgezeichnet, und als Franz das dritte Glas Wein getrunken hatte, sprach eine innere Stimme in ihm: „Franz, du elender Feigling, fort mit deiner dummen Schüchternheit... heute kommt es darauf an!"

Als nach dem Essen das junge Volk umhertollte und allerlei Allotria trieb, sagte Franz plötzlich todesmütig: „Fräulein Hilde, ich kann Sie küssen, ohne Sie zu berühren!"

Großes Hallo!

„Das ist ja ganz unmöglich!" sagte Hildchen, „um was wollen wir wetten!"

„Schön", sprach laut die innere Stimme in Franz, der immer mehr Angst über seine Courage bekam, „wetten wir um eine Tafel Schokolade!"

„Abgemacht" — Handschlag und dann nahm Franz, der schüchterne Franz, die kleine Hilde in den Arm und gab ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Verloren!" brüllten alle, „Sie haben sie doch berührt!"

„Na ja", glückstrahlte Franz, „dann hat es eben dieses Mal nicht geklappt, hier ist die Tafel Schokolade!"

*

„Max", nimmt sich Mama ihren mißratenen Sprößling vor, „gestern war im Speiseschrank noch ein großes Stück Torte, heute ist die Torte weg, spurlos verschwunden!"

„Wirklich?" fragt Max, scheinbar höchst erstaunt, „da ist offenbar ein Wunder geschehen!"

„Sprich keinen Unsinn, du Lausbub!" schimpft Mama, „es gibt keine Wunder!"

Da sagt Mäxchen gekränkt: „Ach bitte, Mama, lass' mir doch meinen Kinderglauben!"

*

„Onkel Peter, ist eine Flasche Kognak noch ebenso gut, wenn sie ein Jahr lang im Keller gestanden hat?"

„Ja, mein Junge, dieses Experiment ist bei mir bis jetzt immer ein verunglückter Versuch geblieben."

*

Fritzchens Onkel ist klein, dick, rundlich und hat O-Beine. Eines Tages fragt der Kleine:

„Ohm, hat dich auch der liebe Gott gemacht?"

„Sicher, lieber Junge!"

„Na, wie der dich fertig hatte, da wird der aber gelacht haben."

*



Wir hatten ja mal wieder zu tun!...

Die beiden Damen befanden sich in einem angeregten Gespräch. Natürlich über ihre lieben Nächsten. „Nein", sagte die eine, „von Alice weiß ich nichts als Gutes." Dann wollen wir doch von etwas anderem sprechen", fiel die zweite rasch ein.

*

Der deutsche Arzt Petersen hatte einem Neger eine Schachtel Pillen verordnet. Er fragte ihn einen Tag später:

„Nun, Sam, hast du die Schachtel Pillen eingenommen?"

„Ja", grinste Sam, „aber der Deckel bereitet ein unangenehmes Gefühl im Magen."

*

„'Tag, lieber Schulz, wie geht's dir denn?"

„Ach, weißt du, von meinem sauer ersparten Geld habe ich mir doch eine Hühnerzucht im Keller angelegt. Alles ging gut, die Hühner legten Eier, die Küken gediehen prächtig. Aber was soll ich dir sagen — platzt da neulich das Wasserrohr und alle Hühner ertranken!"

„Siehste, hab' ich dir doch gleich gesagt — Enten hätt'ste kaufen müssen!"

*

„Ja, Ohlsen, ich habe viele Menschen in meinem Leben gekannt, aber niemanden, der so viel getrunken hätte, wie Sie!"

„Aber, Herr Pastor, jetzt schmeicheln Sie!"

*

Eine Fridericus-Anekdote

Die Folgen des siebenjährigen Krieges zwangen König Friedrich zu äußerster Sparsamkeit. Auch gegen sich selbst war er beinahe geizig. Nur seine beiden geliebten Windspiele waren von diesen Maßregeln ausgenommen. Sie bekamen das Beste von der Tafel und genossen allergrößte Freiheiten.

Eines Tages war König Friedrich damit beschäftigt, einen Brief abzufassen, der an einen Landrat, einen hochverdienten Beamten, gerichtet war und diesem seine Anerkennung für seine guten Dienste aussprach. Das Schreiben war bereits fertig, nur der Platz, in welchen Friedrich die Summe des Geldgeschenkes, das den Brief als sichtbares Zeichen seines Wohlwollens begleiten sollte, hineinsetzen wollte, war noch freigeblieben. König Friedrich konnte sich über die Höhe des Betrages nicht einig werden. Schließlich kam er von den anfänglichen hundert Gulden auf vierzig Gulden und dachte, das würde nun wohl auch genügen. Eben wollte er die Zahl einsetzen, als das Essen für die Windhunde, die immer um ihn waren, gebracht wurde. Diana, das jüngste Tier, sprang auf die Schüssel zu, ergriff ein gebratenes Huhn und schleppte es hastig auf den Schreibtisch des Königs, mitten auf den Brief hinauf, um es dort ungestört zu verzehren. Der Brief war ganz von Fett durchtränkt, aber Friedrich lachte nur und sagte: „Diana, du erinnerst mich, daß ich den Brief fett machen sollte, du bringst mich um Geld. Allez, Diana, herunter!"

Dann nahm König Friedrich die Feder in die Hand, setzte „100 Friedrichsdors" in das Schreiben ein und versah es mit folgender Nachschrift: „Meine Diana hat mich ermahnt, daß der Brief fett sein soll und muß, wie Er sieht. Also nehme Er die beyfolgende Summa von seinem wohlaffectionierten König."

*

„Nun, Herr Doktor, wie steht es mit meinem Mann?"

„Nicht so schlimm, Frau Krause, nur sein Magen ist etwas in Unordnung!"

„Dacht' ich's mir doch! Also, Herr Doktor, ich kenne keinen Mann, der so unordentlich ist, wie er! Sie sollten nur mal seinen Schreibtisch sehen!"

*



ROBINSONADEN

Robinsonaden — also das Leben auf fremden, unbewohnten, von Zivilisation und Weltverkehr abgelegenen Inseln — werden fast immer unfreiwillig erlebt, nie freiwillig. Fast immer ist es das Schicksal, das einen Menschen stranden läßt an einem fernen, unbekannten Gestade, das ihn zwingt, zu leben wie vielleicht einst, vor Jahrhunderten, unsere Vorfahren lebten.

Und doch gibt es, gerade in unserer Zeit, eine freiwillige Robinsonade, die das Interesse breitester Volksschichten in allen Erdteilen erregte, heute aber in unserer schnellebigen Zeit fast schon vergessen ist: die des Dr. Friedrich Ritter und seiner Gefährtin Dora Strauch. Beide, sowohl der bekannte Berliner Arzt Dr. Ritter wie auch die aus der ersten Gesellschaft der Reichshauptstadt stammende Dora Strauch, verzichteten freiwillig auf alle Annehmlichkeiten der Zivilisation und entschlossen sich, allein auf eine einsame Insel zu gehen, weit abgelegen von der Hast, der Not und dem Streit der übrigen Menschen …

Aus steinigem Boden und dornigem Gestrüpp schaffte er sich eine neue Heimat

Es war gegen Ende des Juli 1929, als die ersten Meldungen kamen über den seltsamen „Narren Dr. Ritter", der nach den Galapagos-Inseln (etwa 100 Kilometer vom südamerikanischen Festland entfernt, nahe dem Aequator im Stillen Ozean gelegen) abgereist sei, um dort ein Leben nach selbstgeschaffenen Gesetzen und Grundsätzen zu führen. In seiner Begleitung sollte sich eine Frau befinden, die aus der Familie eines der ehemaligen deutschen Fürsten stamme. Er selbst sei maßlos verbittert, von der Zivilisation und der Kultur Europas enttäuscht und habe keinen anderen Wunsch als den nach Ruhe und Einsamkeit.

Nun, diese ersten Meldungen waren reichlich übertrieben, absichtlich vielleicht aufgebauscht, um der Sensationslust der Masse entgegenzukommen. Erst nach und nach hörte man Genaueres: Nicht Verbitterung hatte Dr. Ritter in die Einsamkeit getrieben, sondern ein fast schon faustischer Drang, sich aus steinigem Boden und dornigem Gestrüpp selbst eine neue Heimat zu schaffen. Und seine Begleiterin war nicht eine Fürstin oder Großherzogin, sondern eine Dame der Berliner Gesellschaft, die durch Dr. Ritters ernährungsphysiologische Behandlungsmethoden von einer schweren Krankheit geheilt worden war.

Die ersten Lebenszeichen von der einsamen Insel

Monatelang war es still um die beiden „Sonderlinge". Bis dann im Februar 1930 aus New York die Nachricht kam, der Chikagoer Millionär Eugen MacDonald habe auf einem entlegenen Eiland, das zu der Galapagos-Gruppe gehört, zwei Berliner angetroffen, nämlich Dr. Ritter und Dora Strauch. Von neuem begann die ganze zivilisierte Welt plötzlich, sich wiederum für diese beiden Menschen zu interessieren — — sie begann aber auch, sie zeitweilig ihrer Menschenferne zu entreißen! Hunderte, Tausende wollten plötzlich ebenfalls nach den Galapagos-Inseln reisen und sich dort ansiedeln, man schien anzunehmen, Dr. Ritter habe dort das Paradies neu entdeckt, die Schlager- und Revuedichter stürzten sich auf das Thema „einsame Insel" und „Zweieinsamkeit" — — kurz, es entstand um Dr. Ritter und seine Freundin der übliche Rummel, der seit einigen Jahren stets um irgendwelche Berühmtheiten auch in Deutschland nach amerikanischem Muster gemacht wird.

Ein Gutes aber hatte die Auffindung der beiden freiwilligen Robinsone durch Eugen MacDonald doch: endlich erfuhr man nämlich Näheres, sowohl über die Gründe für ihre Weltflucht, als auch über das Leben, das die beiden Robinsone auf Galapagos führen. Dr. Ritter selbst nahm Gelegenheit, den tausend Legenden, die sich um ihn und seine Insel gebildet hatten, energisch entgegenzutreten und die Gründe anzugeben, die ihn bewogen hatten, jene Inselgruppe im Stillen Ozean aufzusuchen.

Dr. Ritter erzählt …

„Nicht Ekel vor dieser Welt hat mich den Weg in die Einsamkeit finden lassen", erzählt er selbst in einem seiner ausführlichen Reisebriefe, „sondern ich brauchte die Einsamkeit, um über viele Fragen und Probleme mit mir ins reine zu kommen! Ferner wollte ich das Experiment erproben, ob ein Mensch tatsächlich mehr Bedürfnisse habe, als er sich selbst befriedigen kann. Die Zivilisation bot mir nichts Wissenswertes mehr, mein Weiterleben in ihr wäre also bloßes Vegetieren gewesen, ein Stehenbleiben und kein volles Erleben mehr. Deshalb beschloß ich, dahin zu gehen, wo der Staat aufhört und das Lied des Notwendigen beginnt."

Aber schon der Anfang zu seinem „Abenteuer" türmte vor Dr. Ritter und seiner Freundin Schwierigkeiten auf, die ein anderer wahrscheinlich kaum bewältigt hätte. So entstand zum Beispiel die Frage, was eigentlich werden solle, wenn einer der beiden Auswanderer plötzlich schlechte Zähne bekäme. In der Wildnis, Hunderte von Meilen von den nächsten Menschen entfernt, hätte dieser Fall für beide wahrscheinlich eine Katastrophe bedeutet, um so mehr, als sie ein gutes Gebiß dringend notwendig haben, leben sie doch ausschließlich von Früchten, die sie selbst anbauen und zubereiten. Dr. Ritter faßte daher den heroischen Entschluß, sich alle Zähne ziehen und dafür ein Aluminiumgebiß anfertigen zu lassen, das weder abgekaut noch von den starken Säuren der Rohkost angegriffen werden kann.

In Galapagos eingetroffen, begann für Dr. Ritter und Dor Strauch ein monatelanger, erbitterter Kampf mit der Wildnis der schrittweise anbaufähiger Boden entrissen werden mußte. Ritter selbst sagt über seine erste Kolonisierungsversuche: „Wir haben hier mehr, oder auch weniger gefunden, als wir erwarteten Vieles war ganz anders, als wi uns vorgestellt hatten. Wir erwarteten ein Obstparadies und fanden — — ein Jagdparadies."

Geldangelegenheiten

Von Lo Fernwald

Wenn die Kinder schliefen, das Fräulein ihren Roman las, di Köchin in der Mansarde verschwand und der erste Staatsanwalt ausgegangen war, dann kam ihre Stunde.

Sie war früh zu Bett gegangen In ihrem schönen, großen Schlafzimmer lag sie ohne Licht un wartete, wußte, daß sie umsons wartete, auf nichts wartete, daß si immer gewartet hatte und imme warten würde. Trotzdem tat si es: Aus Gewohnheit, aus Sehnsucht, und einer unermüdlichen Geduld mit dem Dasein. Die Möbel und Gegenstände um sie her hatten den gleichen Zug von Erwartung und Spannung an sich, von Isoliertheit und unermüdlicher Geduld.

In der Ferne hörte man das Surren der elektrischen Bahnen Hufschlag von Droschkenpferde und Automobilsignale — — die Geräusche der Großstadt. Durch die Fenster warfen die Straßenlaternen von unten lange Lichtstrahlen über Wand und Decke hin, und bei jedem Gefährt, was unten vorbeifuhr, gab es hier oben einen hellen Schein, der gespenstig dahinglitt über die stumme Dunkelheit. Groß und finster breiteten sich die Schatten einer Zimmerlinde auf der gegenüber liegenden Wand aus, an der ein Kachelofen aus alter Zeit stand, blau bemalt mit einem alten Städtebild. In den Wolken darüber hielten sich zwei Hände fest umklammert.

Ein Schritt schlürfte über die Diele. Es war die alte, halbtaube Schwiegermutter, die schon immer im Hause wohnte, abends keine Ruhe fand, und das Alleinsein fürchtete. Bei jedem Schritt stieß ihr Stock auf den Boden, hart und ärgerlich. Sie sprach etwas vor sich hin mit einer Vogelstimme. Der schlürfende Schritt näherte sich auch der Tür, die zu ihrer Tochter führte — — einen Augenblick hielt diese erschrocken den Atem an, dann schlug der Stock von neuem die Diele.

Sie hatte die Augen geschlossen. ie hörte nicht mehr die Geräusche r Stadt und sah nicht mehr die ichter von der Straße. Deshalb hr sie erschrocken zusammen, als an ihre Tür klopfte. Ehe sie ntworten konnte, stand der Erste taatsanwalt schon in ihrem Zim- er, knipste das Licht an und gte: „Ich dachte mir schon, daß noch wach sein würdest.“ —

Er war sorgfältig gekleidet, chrot im Gesicht und sah sehr frieden aus. Er zog einen Stuhl das Bett seiner Frau, die bren- nde Zigarre in der Hand.

„Du hast geweint?“ fragte er berrascht.

Sie schüttelte den Kopf, aber er iederholte ärgerlich: „Gewiß hast geweint. Ich sehe es dir an. ann in aller Welt wirst du end- ch vernünftig werden?“ —

Sie sah ihn mit weit offenen, lflosen Augen an. Es war plötz- h eine Sehnsucht in ihr, ihre rme aufzumachen und ihn an sich ziehen. Sie fühlte Schmerzen allen Gliedern und ihre Wan- n taten ihr weh.

„Aber so rede doch“, herrschte er an, „man kommt vergnügt nach use, will seine Zigarre behaglich Ende rauchen, und da liegst du deinem Bett und siehst einen , als wäre man ein Verbrecher.“

willst du damit sagen? Wenn du mir nur einmal erklären könntest, was es ist, was du hier ver- missest?“

Und sie wollte etwas sagen — etwas Tiefunaussprechliches, etwas Vernichtendes, in Worten ganz Gewöhnliches.

„Du liegst hier natürlich schon den ganzen Abend“, unterbricht er sie, „und denkst über dein soge- nanntes Schicksal nach, statt etwas Nützliches zu tun.“

„Ich dachte nach.“

Er lachte auf. „Wenn Frauen schon nachdenken/ Na, also wo- rüber dachtest du denn gefälligst nach?“

„Was mein Leben ist, was es hätte sein können, und wer Schuld daran hat?“

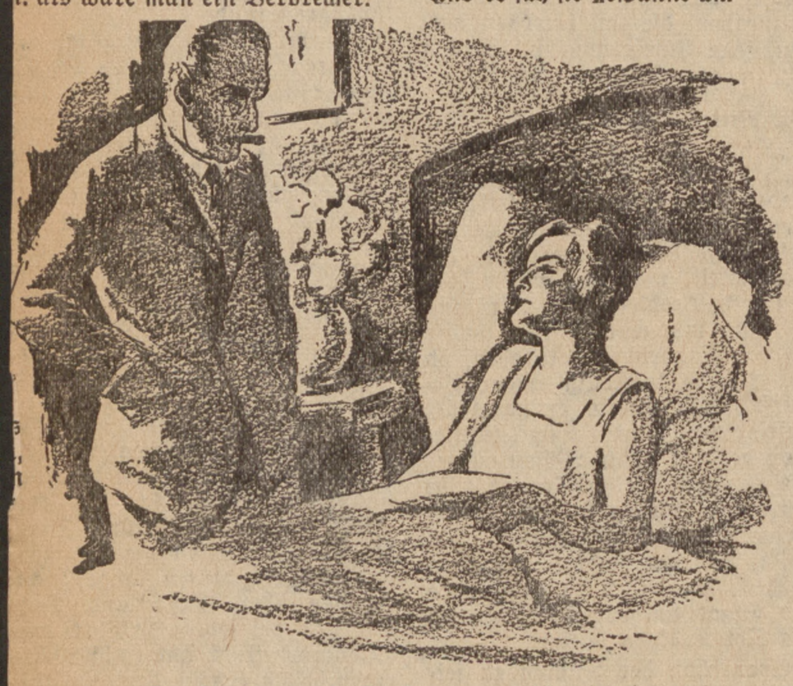
„Wo hast du denn das wieder gelesen?“

„Ja“, sagte sie sehr nieder- geschlagen, „das weiß ich nicht mehr, aber irgendwo — sicherlich.“

„Ist es denn so furchtbar schwer mit mir?“

„Sie schüttelte den Kopf. „Gebe ich dir denn nicht alles, was du brauchst? Bin ich dir vielleicht noch etwas schuldig?“ fiel ihm lötzlich ein, „hast du Auslagen ge- habt in diesem Monat?“

Und er sah sie gespannt an.



»Du hast geweint?« fragte er überrascht.

Sie wollte etwas erwidern, aber r fuhr fort: „Du hast alles, was u willst, und doch bist du unzu- ieden. Und von Dank keine Rede. Man kann tun, was man will. Ich uß vergnügte Gesichter um mich hen. Sag' doch, was dir fehlt, prich dich aus! Bin ich nicht nett u dir? Kümmere ich mich nicht enug um dich, rede!“ —

Man hörte es der Monotonie einer Stimme an und der Geläu- igkeit seiner Rede, daß es nicht as erstemal war, daß er in dieser Weise versuchte, „Mißstimmun- en“ zu beseitigen.

„Ich denke manchmal — daß es icht so weitergehen kann“, stot- erte sie, ohne eigentlich zu wissen, as sie damit meinte.

„Nicht weiter gehen, wieso — — as verstehst du darunter? Was

Sie lachte kurz auf, dann sagte sie plötzlich heftig: „Allerdings bist du mir noch etwas schuldig, ja, gewiß, und zwar noch eine ganze Menge. Ist es denn ganz unmög- lich für dich, die Geldangelegen- heiten zu ordnen?“

„Aha — also doch!“ Und sein Gesicht nahm einen unangenehmen Ausdruck an. „Dacht' ich mir's schon. Wieviel ist es denn?“

Sie sah ihn bittend an. „Du mußt bedenken — die Kinder wer- den immer größer.“

„Immer werden sie größer und immer soll man es bedenken,“ seufzte er gelangweilt. „Aber warum sagst du das nicht gleich? Wozu dieses Komödienspiel, diese Sentimentalitäten ohne Senti- ment? Ganz hübsches Wortspiel übrigens. Kannst du dir merken. Also mach's kurz: Wieviel ist es denn?“

Und er zog seine Brieftasche.

„Du kannst es gleich haben.“

Ihre Lippen zuckten, Tränen standen in ihren Augen.

„Es scheint dich sehr zu bedrücken, diese Geldangelegenheit“, sagte er warm, „aber ich gebe doch schließ- lich alles, was meine Verhältnisse erlauben.“

„Du mußt mir in diesem Monat 300 Mark mehr geben für die Kin- der. Es ist doch einfach gar nicht möglich, mit der gesetzten Summe auszukommen“, rief sie jetzt in hel- ler Aufregung. „Wieviel sie allein schon für Stiefelsohlen gebrauchen! Und dann noch die Strümpfe, die immer zerrissen sind!“

„Kann das Fräulein denn nicht stopfen?“

„Natürlich stopft sie.“

„Sie tut eigentlich gar nichts. Sie ist nur zum Luxus da.“

„Das sagst du immer. Aber das Zusammensein mit Kindern ist allein schon eine Tätigkeit, die große Nervenkraft in Anspruch nimmt.“

Er verbiß ein Gähnen. „Wie- viel war es also? 300 sagtest du? Na, 200 werden auch wohl reichen?“

„Es ist immerhin etwas.“

Er atmete erleichtert auf. „Wenn du nur dein Geld hast, dann vergißt du auch, darüber nachzudenken, was dein Leben hätte sein können und wer Schuld daran ist — so ähnlich war es doch — was?“

Sie lächelte. Er nahm ihre Hand und küßte sie.

Und er stand auf. Als er an dem Ofen vorbeiging, sagte er: „Hier ist etwas von der Verzie- rung abgefallen. Der Ofen ist wohl zu stark geheizt worden?“

„Allmählich wird die ganze Ver- zierung abbröckeln“, erwiderte sie, „und dann werden nur noch die Hände übrig bleiben, und die wer- den sich nicht loslassen, bis das Haus einstürzt.“

Aber er war schon in der Diele. Dort hörte sie ihn der alten Mut- ter in die Ohren schreien, während er laut dabei gähnte: „Das ganze Leben ist eine Geldfrage, weiter nichts. Was bleibt von allen Schlagworten übrig: Sentimenta- litäten ohne Sentiment.“

Bei ihr im Zimmer ist es still geworden. Dunkel liegt die Zim- merdecke und wartet auf den Tag.

Sie aber wird bis an ihr Le- bensende etwas sagen wollen, etwas Tiefunaussprechliches, in Worten ganz Gewöhnliches — — statt dessen wird sie erzählen, daß die Kinder älter werden und daß man es bedenken muß, daß die Strümpfe zerreißen und die Stie- felsohlen bezahlt werden müssen. Und sie wird glücklich lächeln, wenn er ihr verspricht, die Geld- angelegenheiten zu ordnen, weil das Leben — — niemand weiß es.

Der neue Knigge

Es ist in letzter Zeit sehr viel über den Wandel im gesellschaft- lichen Leben geschrieben worden, und man hat dabei meist vor al- lem auf die Veränderung der Formen der Gastlichkeit hingewie- sen.

Und wir können nicht daran vor- beisehen, daß unsere Epoche da- bei ist, sich eine neue Höflichkeit zu schaffen, daß sie sozusagen da- bei ist, den neuen Knigge zur Welt zu bringen.

Wer schreibt ihn? Alle und niemand. Oder besser, wir alle und einige unter uns, die von der Natur ein besonders gutes Gefühl für die Begebenheiten des Tages haben, die mit besonders gutem Taktgefühl, mit besonders viel Instinkt, mit besonderer Si- cherheit begabt worden sind. Men- schen, denen es gegeben ist, sich in jeder Situation schlechtweg richtig zu benehmen. Und das nicht un- bedingt durch ihre Erziehung, denn vielen von uns ist die Er- ziehung, die wir vor Jahrzehnten erhalten haben, und die damals gut und anständig war, längst kein Bollwerk, längst keine Stütze mehr, sie ist vielmehr eher ein Hindernis, daß wir überwinden müssen, um von der völlig ver- wandelten Zeit nicht zu Boden gestampft zu werden.

Viele der Hemmungen, die un- sere Erziehung von damals dem damaligen Knigge entnahm und uns auf den Weg gab, müssen wir heute überwinden. Die Scham vor der Betriebsamkeit, die Hem- mung, geschäftstüchtig zu sein, die Hemmung von Geld zu reden, all diese Hemmungen sind in dem neuen Knigge gestrichen, weil sie uns heute lebensunfähig machen würden.

Dagegen steht in dem neuen Knigge viel von Respekt vor dem arbeitenden Menschen, wenig von Respekt vor dem ererbten Geld, dagegen viel von der Ehrfurcht vor dem Sich-durch-schlagen, viel von Takt vor der Armut, viel, sehr viel von Arbeit überhaupt.

Der neue Knigge macht einen großen Unterschied zwischen dem Bettler von damals und dem Arbeitslosen von heute, er er- laubt glatt, was in dem alten Knigge so verpönt war: Davon zu reden, daß man im Augenblick nichts hat, daß man aber etwas sucht, er erlaubt auch, seine eige- nen Fähigkeiten in ein gutes Licht zu setzen, weil er genau weiß, daß ohne ein bißchen Re- klame nichts zu erreichen ist. Er findet es nicht unfein, daß Men- schen jeden Standes sich sichtbar von ihrer Hände oder ihrer Köpfe Arbeit nähren, überhaupt hat er den Adel des Nichtstuns ziemlich abgeschafft. Ganz abgeschafft hat er jene gewisse Feinheit, der nichts teuer genug sein konnte, und die immer mit den Worten herum- ging: „Aber das kann man doch nicht tun... oder nicht tragen, oder nicht selber machen...“ Ab- geschafft hat er Sätze wie: „Für unsereinen kommt so etwas nicht in Frage...“ denn heute kommt Alles für Alle in Frage, voraus- gesetzt, daß es mit der nötigen Natürlichkeit, der nötigen Selbst- verständlichkeit, dem nötigen Takt getan wird.

Weihnachtsabend

Einsam liegt der See.

Geheimnisvolle Töne steigen aus den dunklen Wassern. Die Dampfsirenen der heimkehrenden Schiffe lassen ihre Signale über die sich kräuselnden Wellen brausen, einige Möven umkreisen wild den mit farbigen Notlichtern behangenen Mastbaum — dann ist alles still...

Der See liegt dunkel und verlassen da.

Wie ein Märchenschloß erhebt sich am Ufer die alte, graue Felsenburg, die in stillen Mondnächten gespenstisch zu den glitzernden Wassern herniedergrüßt. Durch ihre düsteren Gewölbe geht ein geheimnisvolles Raunen: Weihnachtsabend!

Der große Ahnensaal ist hell erleuchtet. Christnacht wird im Schlosse gefeiert. Der alte Burgherr sieht träumerisch in die bunten Lichter und Kugeln des großen, harzdustenden Tannenbaumes; an seiner Schulter lehnt innig seine alte Lebensgefährtin, die weißhaarige Schloßherrin. Plötzlich durchzittern mächtige Akkorde den im Weihnachtsduft und -glanz prangenden Saal, und von jungen, blühenden Mädchenlippen erklingt hell und glockenrein das ewig schöne Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht...

Aus aller Augen strahlt Glück und Freude.

Noch einmal jung fühlt sich der längst ergraute Schloßherr, und in innigster Liebe preßt er seine treue Gemahlin an sein wildpochendes Herz, ihren lächelnden Mund und ihre glückstrahlenden Augen mit Küssen bedeckend. Sonnige Worte raunt er ihr ins Ohr, wie einstmals, da er als junger Mann ihr, dem blühenden Mädchen, in stiller Maiennacht seine große Liebe gestand...

Stiller, heiliger Weihnachtsfrieden...

*

Auch unten in der ärmlichen Köhlerhütte herrscht Weihnachtsfreude. Die Lieder sind bereits verklungen, die glücklichen Eltern und lachenden Kinder sammeln sich um den Gabentisch; der kleine, aber anmutig geschmückte Christbaum verbreitet einen wohligen Waldduft in dem einfachen Köhlerstübchen. Jauchzend und frohlockend zeigen sich die Kinder ihre hübschen Geschenke, die Puppen und Bleisoldaten; ihre Wangen glühen in süßester Wonne. Und mit ihnen freuen sich die Eltern, die zwar arm an Gütern, aber reich an Gottes Segen und Gnade sind. Unbill und Leid des verflossenen Jahres, alle Not ist vergessen...

Ueberall Glück und Liebe,
Weihnachtsfrieden, Weihnachtsfreude,
In jedem Hause, in allen Landen...

*

Wie sie Weihnachten erlebten...

Ein Bräutigam

Tagebuchblatt von FRIEDRICH HEBBEL.



Paris, 1843

Heut ist Weihnachtsabend. Heute morgen wußte ich es noch nicht Erst als mein Wäscher kam und von den vielen Geschenken sprach, die an diesem Tage in „Allemagne" gemacht werden, erfuhr ich's. Da habe ich denn ordentlich zu Mittag gegessen. Und mir abends im Palais Royal einen Goethe zu 30 Gulden gekauft. Ob ich recht getan?... Bis 10 Uhr war ich im Café de Paris, dann ging ich nach Hause, kaufte mir aber zuvor, da ich den Weihnachtsabend doch auszeichnen mußte, für 3 Sous eine Art Blätterbackwerk, das (ich schreibe dies deinetwegen nieder, teure Elise) ungefähr so schmeckt wie ein gut bereiteter deutscher Pfannkuchen... Nun verfügte ich mich mit meinem Abendessen auf mein Zimmer, nahm Elisens Brief aus meiner Brusttasche hervor, küßte ihn noch einmal, erbrach ihn und fing an zu lesen, während ich aß...

Ein Gatte

BISMARCK schreibt an seine Schwester:



Dein treues Schwesterherz hat sich zu Weihnachtsbesorgungen so freundlich angeboten, daß ich Dich um folgende Weihnachtseinkäufe für Johanna bitte: 1. eine Bijouterie; sie wünscht sich ein Opalherz, wie Du es hast, und des Menschen Wille ist sei" Himmelreich; ich will etwa 200 Thaler dafür ausgeben. Kann man für den Preis zwei Ohrringe, jeder aus einem möglichst klar gefaßten Brillanten haben, so fände ich das geschmackvoller. 2. ein Kleid zu etwa 100 Thalern, nicht mehr. Sie wünscht sich „sehr licht weiß", a deux passes, moire antique oder so etwas; 10 Stab gebraucht sie. 3. Findest Du sehr preiswürdig und hübsch einen vergoldeten Fächer, der sehr rasselt, so kaufe ihn auch; höchstens 10 Thaler, ich kann die Dinger nicht leiden...

Der Forscher

FRITJOF NANSEN schildert einen Weihnachtsabend in seinem Werk »In Nacht und Eis« (Brockhaus)

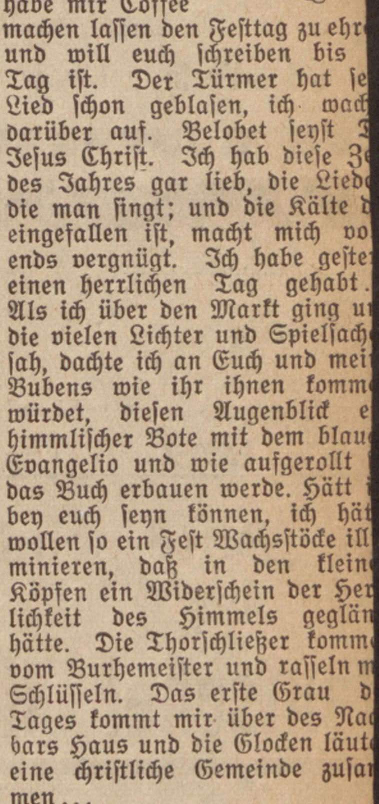


24. Dezember. Heute nachmittag 2 Uhr — 24 Grad... Heute ist also Weihnachtsabend. Kalt und windig ist es draußen, kalt und zugig hier drinnen. Wie einsam es ist! Noch niemals haben wir einen solchen Weihnachtsabend gehabt. Nun läuten zu Haus die Glocken das Christfest ein. Ich höre den Glockenschlag sich vom Kirchturm durch die Lüfte schwingen. Wie schön sie erschallen! Jetzt werden die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen; und in Freude und Jubel tanzt sie um den Baum herum. Wenn ich wieder nach Hause komme, muß ich ein Weihnachtsfest für Kinder veranstalten...

Auch wir mit unseren ärmlichen Mitteln feiern ein Fest. Johannsen hat die Hemden gewechselt, indem er das äußerste Hemd zuerst anlegte. Ich habe dasselbe getan und dann die Unterhosen gewechselt, um andere anzuziehen, die ich in etwas warmem Wasser ausgewunden habe. Auch ich hab
mich in warmem Wasser gewasche
Jetzt fühle ich mich als ganz neue
Mensch. Die Kleider kleben mi
nicht mehr so stark am Körpe
wie vorher. Dann hatten wir zu
Abendessen Fiskegratin aus Fis
und Maismehl, mit Tran ansta
mit Butter gebacken und gebrate
und zum Nachtisch in Tran g
röstetes Brot

Der Dichter

GOETHE schreibt an sein
Freund Kestner:



Christtag früh — es ist noch Nacht, lieber Kestner, ich bin aufgestanden, um bey Lichte Morgens wieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft; ich habe mir Coffee
machen lassen den Festtag zu ehr
und will euch schreiben bis
Tag ist. Der Türmer hat se
Lied schon geblasen, ich wac
darüber auf. Belobet seyst
Jesus Christ. Ich hab diese Z
des Jahres gar lieb, die Lied
die man singt; und die Kälte d
eingefallen ist, macht mich vo
ends vergnügt. Ich habe geste
einen herrlichen Tag gehabt.
Als ich über den Markt ging u
die vielen Lichter und Spielsach
sah, dachte ich an Euch und mei
Bubens wie ihr ihnen komm
würdet, diesen Augenblick e
himmlischer Bote mit dem blau
Evangelio und wie aufgerollt
das Buch erbauen werde. Hätt
bey euch seyn können, ich hät
wollen so ein Fest Wachsstöcke ill
minieren, daß in den klein
Köpfen ein Widerschein der Her
lichkeit des Himmels geglän
hätte. Die Thorschließer komm
vom Burhemeister und rasseln m
Schlüsseln. Das erste Grau d
Tages kommt mir über des Na
bars Haus und die Glocken läut
eine christliche Gemeinde zusa
men...

*

Vom

GEBEN

Beides ist leicht und beides ist schwer. Nehmen ist schwerer als Geben, und Geben soll, so sagt der Spruch, seliger sein als Nehmen. Warum seliger? Wegen der langen heimlichen Vorbereitung, wegen des Maßes an Vorfreude, wegen dieses seltsamen Glücksgefühls, das man hat, wenn man dem andern das Geschenk in die Hand drückt? Wirklich, wenn wir es uns recht überlegen: Gibt es einen Menschen auf der Welt, der nicht das Geben dem Nehmen vorziehen würde, der nicht lieber schenkte, als empfinge?

Und doch verlangt beides, das Schenken und das Empfangen eine gewisse Begabung. Viele müssen erst lernen, sich zu freuen, ohne falschen Stolz einfach anzunehmen, und viele müssen lernen, so zu geben, daß dem andern das Nehmen leicht aemacht wird

Natürlich haben manche es gar nicht nötig, das erst wieder zu lernen. Sie haben das ganze Jahr über jeden kleinen Anlaß, jeden kleinen privaten Festtag benützt, um rasch irgend etwas Winziges und Hübsches sich auszudenken, um in den sonst so ziemlich einförmigen Alltag das Licht einer kleinen Freude zu stecken.

Und wenn jetzt Weihnachten kommt, dann sind es gerade diese Menschen, die gar keine Mühe haben, um herauszufinden, womit sie ihren Lieben dies Jahr eine Freude machen können, denn sie haben einen geheimen Sack, in dem haben sie all die Wünsche gesammelt, die so im Laufe der Monate über die Lippen ihrer Umgebung gekommen sind und die im Rahmen des Möglichen lagen.

Von diesen Menschen müssen die andern das Schenken lernen. Sie müssen lernen, daß es fast n
mals auf den Geldwert ein
Sache ankommt, sondern nur a
das Maß an Liebe, das da
aufgewandt wurde. Daß nur d
Phantasie des Gebenden, nur s
Bemühung, sein Nachdenken de
Geschenk jenen Glanz verleiht, d
es erfreulich und reif zum A
nehmen macht.

Und wenn wir alle so d
Schenken gelernt haben, da
wird das Nehmen gar kein Pr
blem mehr sein. Denn wirkli
annehmen, wirklich sich freuen u
es dem andern auf eine gu
Weise zeigen, kann ja eigentl
auch nur der, der weiß, w
Schenken heißt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.